Erinnerungen an die Eisenbahn-Bauzeit in Wassen (1880-82)

Autor(en): **Baumann, Anton**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historisches Neujahrsblatt / Historischer Verein Uri**

Band (Jahr): **8 (1902)**

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-405500

Nutzungsbedingungen

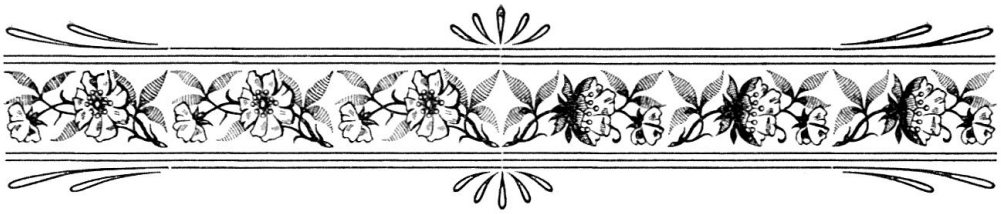
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Erinnerungen an die Eisenbahn-Bauzeit in Wassen (1880–82).

Von **Anton Baumann**, Pfarrer, in Wassen.

Die Bauzeit der Gotthardbahn auf Wassner Gebiet ist denkwürdig genug, um in dem Urner Neujahrsblatt einen Platz zu finden. Dieselbe möglichst getreu nach ihren Licht- und Schattenseiten zu zeichnen, fühle ich in mir desto mehr Berechtigung, je mehr ich Zeit und Gelegenheit hatte, sie nicht bloß in nächster Nähe mitanzusehen, sondern auch persönlich ein gutes Stück davon mitzuleben. Von einer technischen Beleuchtung sehe ich begreiflicherweise gänzlich ab. Der Ordnung und Uebersichtlichkeit halber zerlege ich den reichhaltigen Stoff in verschiedene Abtheilungen.

1. Die Arbeit.

Zwischen 5 und 6 Uhr des Morgens und des Abends, sowie um Mittag und um Mitternacht entrollte sich alltäglich ein Schauspiel, das lebhaft an den evangelischen Abschnitt von den klugen und törichten Jungfrauen gemahnte. Da rückten aus allen Quartieren in Privathäusern und Baraken die Tunnelarbeiter mit frischgefüllten Lampen aus und eilten rüstigen Schrittes ihrem Bräutigam — dem täglichen Verdienst entgegen; denn jeweilen genau um 6 und 12 Uhr fand die Ablösung statt. Bald nachher trotteten die abgelösten Mineure und Erdarbeiter teils einzeln, teils gruppenweise, meistens stillschweigend mit den ausgebrannten Lampen in der müden Hand ihrem häuslichen Herde zu. Und wie sahen die guten Leute aus! Ihr vom südlichen Himmel ohnehin gebräuntes Antlitz war vom Dynamit- und Lampenrauch geschwärzt; der Staub hatte sich, vom

strömenden Schweiß befeuchtet, krustartig auf die Kleider und entblößten Körperteile gelagert. Matt war ihr Blick, mühsam der Gang, wirr Haare und Bart, — man kannte die Männer fast nicht mehr. Allein wenn sie zwar sterbensmüde, doch gesund, mit heiler Haut zu Hause anlangten, wie jubelten ihnen da liebende Herzen, besorgte Frauen und Kinder, bekümmerte Eltern und Geschwister entgegen! Aber auch mit welch' bangen Sorgen mochten sie zum jedesmaligen Antritt der gefährlichen, Tod oder Verwundung drohenden Arbeit von den Ihrigen Abschied nehmen und von denselben im Geiste begleitet werden auf Wieder- oder Nimmersehen!

Ziehet, Gatten, Väter, Brüder,
Ziehet aus zum Tageswerk!
Gott sei euer treuer Hüter,
Seine Hand euch schütz' und stärk'!

Doch die Macht der Gewohnheit wußte auch hierin ihre Rechte geltend zu machen. Gleich — wie der Soldat im Kriege für Freiheit und Vaterland, so befreundeten sich diese Leute im Kampfe um's Dasein, um's tägliche Brod für sich und Familie mit dem Gedanken an Gefahr und Not, an Verstümmelung und Tod.

Es bot sich mir Gelegenheit dar, mich hievon gründlich zu überzeugen. Ein böhmischer Aufseher, dessen todtkranke Frau ich soeben mit den Tröstungen der hl. Religion versehen hatte, lud mich zu einem Spaziergang in den Wattinger Kurventunnel ein. Nichts war mir erwünschter; freudig nahm ich die Einladung sofort an. Zum Schutze meiner keineswegs arbeitermäßigen Amts- und Standestracht gegen Nässe und Staub mußte ich einen Ledermantel anziehen; auch Kanonenstiefel standen in Reihe und Glied den Betten entlang. Jedoch ein Blick auf meine kurze, schmächtige Gestalt mochte meinen stattlichen, flottgestiefelten Begleiter belehrt haben, daß ich in solchem „Schiff und Geschirr" mich ebenso unbeholfen wie weiland der Hirtenknabe David in Sauls Waffenrüstung fortbewegen würde, weßhalb er mir wohlweislich keine anbot. Nun zwei Lampen gefüllt und angezündet und vorwärts — Glückauf zur Bergmannsfahrt! Gerade sind die Minen losgebrannt worden. Ein dicker, hustenreizender Qualm wallt uns entgegen unter dem Drucke der in den gähnenden Schachtschlund künstlich getriebenen Luftströmung. Aegyptische Finsterniß, welche vom Lampenlicht kaum durchdrungen wird, umfängt uns von allen Seiten. Der Weg ist holperig, der Boden naß und schlam-

mig. Das Plätschern der durch die Felsritzen sickernden Wassertropfen, sowie das für ungewohnte Ohren unheimelige Surren und Schnurren der Luftleitung betäubte mich anfänglich; mir verging beinahe Hören und Sehen. Doch mit jedem Schritte vorwärts kommt es besser. Mein kundiger Führer läßt es an Rat und Tat auch nicht fehlen, hilft mir über manchen Stein des Anstoßes, über jegliches Hemmniß glücklich hinweg.

Endlich — endlich hören wir kräftige Hammerschläge, vernehmen wir das Rasseln der im Schutte wühlenden Schaufeln, sehen wir die Grubenlichter gleich Johanneswürmchen durch Nebel und Dunkel schimmern. Wir sind an Ort und Stelle angelangt. Hei, war das aber schön, einzig schön in seiner Art! Arbeiter mit Lichtern in der Tiefe und Höhe, in der Nähe und Ferne. Die einen untersuchen sorgfältig die lockern Felsflächen, damit nicht etwa ein loser, tückischer Stein den Kameraden unversehens Hals und Bein breche; andere verstärken das zerklüftete Gewölbe mit festem Holzgerüste, um eine Katastrophe à la Hauenstein bestmöglich zu verhüten. Da fällt der von gewandter Faust geschwungene Hammer mit dröhnender Wucht auf den furchtlos gehaltenen Bohrer; dort werden die losgesprengten Felstrümmer geräuschvoll auf die bereitstehenden Rollwagen geladen und mit Hilfe keuchender Pferde in's Freie gefördert. Kurz, es herrschte da ein reges, vielgestaltiges Leben in den Bergeingeweiden und ich erhielt nun wieder eine lebhafte Auffrischung der Erinnerungen an meinen vormaligen Besuch des Salzbergwerkes in Reichenhall. So hatte ich mir als junger Fant das kunterbunte Treiben der Berggeister in den Kristallhöhlen gedacht.

Und sonderbar! Da gewahrt man nichts, gar nichts von einer gedrückten Stimmung unter den Arbeitern. Sie pfeifen und singen, scherzen und lachen harmlos unter einander, ein sicherer Beweis, daß sich Jeder in seinem Elemente fühlt; nur die 6- bezw. 12-stündige angestrengte Arbeit vermag schließlich ihre gute Laune vorübergehend flügellahm zu legen. Manch' Einer erkannte mich trotz Lederumhüllung und grüßte mich traulich und ich, ohne ihn wieder zu erkennen, erwiderte herzlich seinen Gruß. Zuversichtlich glaubte ich nun den Worten meines wackern Geleitsmannes, da er mir versicherte, ein geborener d. h. berufener und gewohnter Tunnelarbeiter würde mit keiner Arbeit im Freien tauschen. Das Gefahrvolle übt eben gleich dem Verbotenen einen mächtigen Reiz auf das unergründliche Menschenherz aus.

„Wie gefällt's Ihnen bei uns?“ so lautet die Frage aus mehr als einem Mund. — „Ausgezeichnet! s' ist da Alles so wildromantisch, so schauerlich-schön; aber meine Augen und Lungen fangen jämmerlich zu klagen an.“ — Als Antwort hierauf folgt ein vielfaches, fröhliches Gelächter wie etwa über ein Kind, das bei seinem ersten Marschversuch vom Schwindel ergriffen laut schreiend einen Kniefall thut, wohl gar die Mutter Erde küßt. — „Nun, dann treten wir den Rückweg an!“ mahnt mein zuverlässiger Schutzgeist. „Wir Andere sind an Rauch und Schachtluft von Kindsbeinen auf gewohnt; in spätern Jahren geht's halt nicht mehr so leicht. Zudem ist der Wattinger Tunnel ein seltsamer, eigensinniger Kerl; da kracht und verschiebt sich das Gestein ähnlich wie die Bretter eines neuvertäfelten Zimmers, daß man sich unwillkürlich niederduckt, als ob ein losbröckelnder Stein nicht ebenso tief und noch schwerer fallen würde.“ Wirklich hatte eine derartige Bergbewegung wenige Wochen zuvor einen blutjungen Italiener jäh das Leben gekostet.

Unter wiederholtem Stolpern und Straucheln am starken Arm meines Begleiters gelangte ich wohlbehalten an's holde Tageslicht zurück und streifte in der nahen Wohnung des Aufsehers meine Vermummung wieder ab, ohne seither unserm Herrn Polizeichef für die Maskerade zu verbotener Zeit die gesetzliche Buße bezahlt zu haben. Zu spät vernimmt er nun den Vorgang; die Geschichte ist bereits verjährt. Unter Grüßen und Gegengrüßen trollte ich mich seelenvergnügt heim, ein Bischen stolz auf das glücklich bestandene Wagnis, und träumte die liebe, lange Nacht ausschließlich von dem Stück Eisenbahnleben im Wattinger Kurventunnel. Des Morgens aber — o weh! — hatte die Bürste alle Mühe, meinen staublakirten Filzhut wieder in hoffähigen Zustand zu bringen; von den schmutzbedeckten Schuhen und dem kotverbrämten Talarsaum hätte mein Mütterchen auch ein saftiges Stücklein zu erzählen gewußt.

Allein nicht nur tief im Granitschooß der Berge, sondern auch unter Gottes freiem Himmel entfaltete sich am Zusammenfluß der Gotthard- und der Meienreuß ein vielbewegtes, hochinteressantes Stück Eisenbahnleben. Schon 5 Uhr morgens begann bei nur einigermaßen günstiger Witterung das regsame Völklein der Eisenbähnler sein drängendes, keinen Aufschub leidendes Tagewerk. Hundert und abermals hundert emsige Maurer und Steinmetzen klopften an bestgelegener Stelle die teils zerstreut umherliegenden, teils regellos übereinander geschichteten Geißbergblöcke um die Wette aus ihrer vielleicht mehr als tausendjährigen Ruhe

und verarbeiteten dieselben vermittelst Hammers und Meißels zu prächtigen, genau zusammenpassenden Mauer- und Gewölbequadern. Ihr Hämmern nahm sich von ferne nicht unähnlich dem sinnverwirrenden Perpendikel-Tiktak in einer reichgarnierten Uhrmacherwerkstätte aus, und es war erstaunlich zu sehen, mit welchem Geschick sie die unförmlichen, riesigen Steinblöcke gleich gefügigem Holz zu spalten, ihnen jeglichen Vorteil abzugewinnen, den Bruchstücken jede beliebige Form zu geben wußten. Unter ihrer rastlosen Hand sind ausgedehnte Steinfelder, selbst gewaltige Felsköpfe verschwunden und haben das Material zu Stützmauern und Gallerien geliefert.

So oft dann ein Granitkoloß sich widerhaarig benahm oder irgend ein Bergvorsprung der vordringenden Bahnlinie trotzig den Weg vertrat, dann hieß es den Starrkopf entweder brechen oder sprengen. Es wurden in das hart- und grobkörnige Gestein Bohrlöcher getrieben, dieselben mit zwar kugelleeren, aber gleichwohl ungemein scharfen Dynamitpatronen geladen. Das Signalhorn ertönt; die Arbeiter flüchten sich weg. Der Feuerwerker brennt den Zünder an und springt als der letzte davon. Nochmals drei kurze Stöße in die Warntrompete, eine spannende Pause. Jetzt blitzt ein Rauchstrahl aus dem feuerspeienden Berg hervor, ein donnerähnlicher Krach begleitet ihn; nun Strahl auf Strahl, Krach auf Krach. Losgerissene Steine fliegen nach allen Seiten hoch in die Lüfte oder kollern tosend in die Tiefe nieder. Wie manches Herz mag inzwischen zu Hause laut pochen in tötlicher Angst! Es handelt sich um Leben oder Tod des Gatten, Vaters oder Bruders.

Horch'! Die Schreckensmine kracht;
Doch ein guter Engel wacht
  Ueber Alle, die sich ihm vertrauen.
Alle blieben unversehrt,
Weil mit Gottes Schutz bewehrt;
  O da lehrt's auf Gott und Engel bauen!

Ein langgedehntes Hornsignal verkündet, daß laut genauer Kontrole alle Schüsse losgebrannt sind, und hurtig machen sich die Bahnpioniere wieder an's gefahrvolle Werk.

So blitzte und donnerte es hier täglich wiederholt, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, auf verschiedenen Punkten, daß Türen und Fenster klirrten, selbst Gebäude in ihren Grundfesten erzitterten, das Echo hundertfach durch die Täler und Schluchten rollte und daß man sich

leibhaftig in eine hitzig belagerte Festungsstadt versetzt glaubte. Dazwischen ließ sich das dumpfe Brummen und Knurren der Tunnelschüsse vernehmen gleich einem ferndrohenden Ungewitter oder einem vorrückenden Artilleriefeuer, von dem man nicht weiß, ob es Entsatztruppen oder Belagerungszuzug ankündet. Zur Sicherung des Publikums wurden gleichzeitig entweder die nahegelegenen Straßenstrecken abgesperrt oder es spielte die sonst berüchtigte rote Fahne eine nicht bloß unschuldige, sondern sehr wohltätige Warnungsrolle. Freilich, wer schlechterdings den Durchgang erzwingen oder hartnäckig seinen Posten behaupten wollte, der mochte es auf eigene Gefahr hin wagen; er reklamirte nicht mehr, wenn ihm ein Sprengstück den eigensinnigen Schädel zerschmetterte. Solche Tollkühnheit hat in den ersten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes ein Steinhauer mit dem Leben gebüßt.

Nun legten die Schutterer Hand an. Sie luden die an Ort und Stelle liegen gebliebenen Steintrümmer auf die Rollwagen. An hiefür geeignetem Platz wurden Pferde vorgespannt oder bei längerer, ansteigender Strecke eine Lokomotive angehängt; wo aber die provisorische Schienenlinie vom Sprengraum aus abwärts lief, stellten sich die Schutterer zuhinterst an den schwerbelasteten Wagen, ein kräftiger Anstoß und es ging lustig rasselnd zum Ablagerungsplatz. Man schaute diesen Männern gerne nach, wie sie unter Pfeifen, Singen und Schreien selbstbewußt vorbeischnurrten und vermittelst eines knorrigen Bengels ihr Fahrzeug nach Belieben zu bremsen, fast augenblicklich anzuhalten vermochten. Nun wurde die Wagenladung mit einem Rucke ausgeleert, entweder den Abhang hinunter oder um einen projektierten Bahndamm zu Faden zu schlagen. In's Reußbett durfte die Ablagerung mit Rücksicht auf das Unterland nicht stattfinden. Aber — ist einmal der Stein aus der Hand, so geht er seine eigenen Wege. Auch unsere Leute führten häufig Klage, die Steine, welche infolge des Sprenghagels in ihre ohnehin steinreichen Güter geschleudert wurden oder anläßlich des Schutterns sich hinein verirrten, seien ein gar schlechtes Düngmittel und werde durch sie das Mähen auch nicht erleichtert.

Rekrutirten sich die Mineure, Maurer, Steinhauer und Schutterer in überwiegender Zahl aus Italien und Südtirol, so rückte die Brückenbauer-Kompagnie ein, welche ausschließlich aus Deutschen, lauter markigen Gestalten, bestand. Diese nahmen die Erstellung der Eisenbrücken in Angriff und arbeiteten nicht langsam und doch sicher. Man konnte

sich eines beifälligen Staunens kaum erwehren, wenn man beobachtete, wie leicht und fest zugleich sie die Montierungsgerüste aufzurichten verstanden. Katzen- und eichhörnchenähnlich kletterten sie als gewandte Turner behende die schlanken Gerüststangen auf und ab, setzten mit schwindelfreiem Kopf über die Querbalken hinweg, welche hoch über dem gähnenden Abgrund gewissermaßen die Grenze zwischen Leben und Tod bedeuteten. Leider fiel in den ersten Tagen schon ein blühender Rheinpreuße als Opfer der Waghalsigkeit in die Arme der jungfräulichen, doch schonungslosen Meienreuß.

Von Tag zu Tag schritt das Brückenwerk sichtlich voran und eilte rüstig der Vollendung zu. Da schleppte die Lokomotive größtenteils zur Nachtzeit die massiven, eisernen Brückenbestandteile herbei; da wurde vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen gehämmert und genietet, als gälte es, die Arche Noah fertig zu stellen. Teil fügte sich an Teil, bis das Ganze schön und solid dastand. War das ein Leben! und welch' ein Jubiliren und Vivatrufen, als der letzte Nietnagel geschlagen war!

Hoch droben auf der Hirmi war ein Klösterlein ohne Klausur und Chorgebet gegründet worden, doch mit einem Glöcklein, das mit heller Stimme von sechs zu sechs Stunden bei Tag und Nacht den Werkleuten die Arbeits- und Ruhestunden anzeigte. Die Brückenbauer bewirkten dies Morgens, Mittags und Abends vermittelst Schlägen auf eine schrill tönende Eisenstange, wie ehemals die Zimmerleute durch einen taktmäßigen Wirbel auf ein klapperndes Holzbrett den Feierabend ankündeten.

Lärm und Getöse störten allerdings anfänglich des Bürgers erste Pflicht, nämlich die Nachtruhe der Einwohnerschaft; allein die gewohnheitliche Großmacht gewann auch hierin die Oberhand. Mich erinnerte das Glöcklein an das Frauenkloster und die Reihe der brennenden Lampen an die Lichterprozession der barmherzigen Brüder in Altdorf.

Glaube indessen ja Niemand, daß, während die Werkleute die Hitze des Tages und die Last der Nacht trugen, die Herren inzwischen gemächlich gerastet hätten. O nein, auch sie oder vielmehr gerade sie griffen tätig in's Eisenbahnleben ein. Gemäß Benjamin Franklins weisem Spruch: „Das Auge des Herrn fördert mehr, als seine beiden Hände schaffen", führten sie allenthalben die Oberaufsicht. Von der Morgendämmerung an bis zum letzten Tagesstrahl, auch in finstrer Mitternacht, standen sie auf der Wacht, waren überall und nirgends, tauchten unversehens bald an diesem, bald an jenem Punkte auf, maßen und prüften

korrigirten und nivellirten, produzierten Rechenkünste, worüber gewöhnliche Sterbliche erfolglos sich den Kopf zerbrochen hätten. Zumal im Sektionsgebäude und auf den verschiedenen Losbureaux ging es den ganzen lieben, langen Tag ein und aus, wie bei sonniger Frühlingswitterung in einem reichbevölkerten, arbeitslustigen Bienenkorb. Mehr als einen dieser Eisenbahnherren sah ich mit eigenen Augen durch den tiefsten Schlamm stiefeln, über und über mit Zementbrei bespritzt. Auch das muß man diesen Herren lassen: sie verstanden ihr Geschäft aus dem Fundament. Kein Vorteil blieb unbenützt, kein verwendbarer Stein, keine brauchbare Erdscholle an der Linie ging verloren. Das heißt man das Wasser auf die Mühle leiten.

Nicht allein solid, sondern ebenso geschmackvoll wurde von ihnen gebaut. Die Brücken, Dämme und Gewölbe legen hiefür beredtes Zeugnis ab. Nebstdem führten sie unter ihren Leuten ein strammes, wohlgeordnetes Regiment. Es ging dies klar hervor aus den tiefdurchdachten „Verhaltungsregeln für die bei den Bauten der Baugesellschaft Flüelen-Göschenen und ihren Akkordanten beschäftigten Arbeiter", worin auf Recht und Billigkeit, selbst auf Sittlichkeit und Reinlichkeit Bedacht genommen war. Der kräftigen Handhabung derselben war es nicht am wenigsten zu verdanken, daß kein Arbeiterausstand, keine Arbeitsstockung eintrat. Freilich auch gegen die Unzufriedenheit der Menschen kämpfen selbst die Götter vergeblich an.

Die Frauenwelt wickelte ebenfalls ein bedeutendes und merkwürdiges Stück Eisenbahnleben ab. Jedoch in das Ministerium des Innern dringt ungestraft kein Uneingeweihter vor. Darum Punktum und Streusand darauf!

2. Ruhe und Erholung.

Bei Schilderung der Arbeit bin ich etwas lang geworden, weil diese Abteilung die Hauptsache enthält; bei Erwähnung der Ruhe und Erholung kann und werde ich mich ein wenig kürzer fassen, weil sie eine nur untergeordnete Stellung einnimmt.

Die Eisenbahnarbeiter machten gleich vielen Städtern den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag, nur mit dem Unterschied, daß diese es häufig freiwillig thun, jene dagegen meist dazu genötigt waren, indem sie abwechselnd bald ein Tag-, bald ein Nachtwerk zu leisten hatten, somit auch bald die Tages-, bald die Nachtzeit dem stärkenden Schlafe widmen

mußten. Dieser Umstand ermöglichte es, daß dasselbe Bett für vier Mann ausreichen konnte und die Lagerstätte nur selten erkaltete.

Das Kochen ist zwar gewöhnlich Frauensache. Allein der Eisenbahnarbeiter, dem der Schöpfer noch keine Gehilfin gemacht, löste diese Hausaufgabe meistens selbst und für ihn war sie eine Art Erholung, weil eine Abwechslung in der Tagesordnung. Man brauchte nur mitanzuschauen, mit welcher Lust und Liebe die Ledigen dieses Geschäft besorgten, um sich klar zu machen, wie ring ihnen das Ding vonstatten ging. Und hier erlaube mir der hochverehrte Herr Schiller eine unschuldige Parodie seines berühmten Liedes von der Glocke.

Es wird aus zwei zweckdienlichen Steinen ein primitiver Kochherd konstruiert oder vielmehr improvisiert.

Festgemauert in der Erden
Steht der Herd aus Stein erbaut;
Heute muß Polenta werden,
Frisch, Gesellen, rührt die Haut!
  In den Kessel heiß
  Rinnen muß der Schweiß,
Soll der Brei den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Dann wird angefeuert, versteht sich, nicht mit Dynamitpatronen, sondern mit nächstgelegenem, dürrem Holz, wobei freilich die Reihen der Zaunpfähle und Latten gelichtet werden mochten.

Nehmet Holz vom nächsten Damme,
Zieht jedoch das dürre vor,
Daß die eingepreßte Flamme
Zu dem Kessel schlag' empor.

Ueber das auflodernde Feuer wird der Kessel gesetzt. Man füllt Wasser ein, rührt in das strudelnde Wasser Türkenmehl, quirlt die sich verdichtende Masse mit einem knotigen Tannaste um, wobei das Salz nicht gespart, wohl aber aus klingenden Gründen Butter und Schmalz durch das Harz ersetzt wird, das die Naturkelle ausschwitzt.

  Kocht den Türkenbrei,
  Schnell das Salz herbei,
Daß die zähe Fastenspeise
Dicke nach der rechten Weise.

Scharf überwacht der Küchenchef den chemischen Prozeß, beugt durch Beimischung geriebenen Käses einer Explosion vor.

Weiße Blasen seh' ich springen,
Wohl, die Masse ist im Fluß.
Laßt's mit Urner Käs durchdringen,
Der befördert schnell den Fuß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß von der Polentaquelle
Bauch und Darm uns nicht anschwelle.

Von Zeit zu Zeit taucht er prüfend die Kochkelle bis auf den Kesselgrund und vergißt nicht, sie jedesmal vorsichtig abzuschlecken.

Wie sich schön die Flächen bräunen!
Dieses Kochholz tauch' ich ein,
Seh' ich's überkäst erscheinen,
Wird's zum Ablupf fertig sein.
Jetzt, Gesellen, frisch
Prüf' ich das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Breichen.
Denn wo das Rohe mit dem Harten,
Wo Hartes sich und Weiches paarten,
Da gibt es einen flotten Brei.

Jetzt kündigt ein durchdringender Brandgeruch an, daß die Kost überreif geworden ist, und der Chef ladet zum Tischgebete ein

Wohl, nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch;
Doch bevor wir's lassen rinnen
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Kessel um,
Aber ja nicht krumm!
Dampfend aus dem Kesselbauche
Rollt der Kloß in braunem Rauche.
Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er kocht und was er schafft,
Verdankt er dieser Himmelskraft.
Doch schädlich wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
In unbewachtem Augenblick
Den Brei anbrennt und backt zu dick.

Welch' gespannte, fast bange Erwartung malt sich in diesem entscheidenden Moment auf jeglichem Gesichte ab! Aller Augen warten auf das Ding, das da kommen soll.

In das Tuch ist's aufgenommen,
Glücklich blieb es unverletzt;
Wird's auch gut zu Tage kommen,
Daß es Fleisch und Brod ersetzt?
  Wenn der Boden sprang?
  Wenn der Brei mißlang?
Ach! vielleicht indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Hastig strecken sich alle Finger nach dem leckern Mahle aus, um ohne Besteck zuzugreifen. Doch der Chef mahnt zur Vorsicht: „Hitzig ist nicht witzig, also eile mit Weile!"

Bis die Speise nimmer glühet,
Lasset Hand und Finger ruh'n!
Ohne daß er sie verbrühet,
Mag sich jeder gütlich thun.

Der heiß ersehnte Augenblick des erlaubten Genusses nähert sich.

Schlaget nun das Tuch zurücke
Auf's Kommando: eins — zwei — drei,
Daß sich Herz und Aug' entzücke
An dem wohlgelung'nen Brei.

Der neidische Schleier lüftet sich und siehe da!

Freude hat uns Gott gegeben!
Sehet, wie ein gold'ner Stern
Aus der Hülse blank und eben
Schält sich der Polentakern.
  Von dem Grund zum Kranz
  Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch der Duft ist gar nicht übel,
Dank stipizter Gartenzwiebel.

Endlich — endlich kann es losgehen; es geht tatsächlich los und wie?

Herbei, herbei!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Speise essend weihen;
Polentasturm ihr Name sei.

Schwingt die Messer, schwingt,
Bis die Weste springt.
Wollen satt wir auferstehen,
Muß der Kloß in Stücke gehen.

Nachdem an dem Magenkleister, der Leib und Seele zusammenkittet, und an genaschtem Wiesensalat sich Alle vollauf gesättigt, wollen sie schleunigst verduften; aber ein gebieterischer Wink des Oberkochs bannt sie zur Stelle.

Jetzo mit der Kraft des Armes
Wiegt den Kessel aus dem Herd;
Muß ihn waschen, daß uns Warmes
Ferner rein zuteile werd'.
Ziehet, ziehet, hebt!
Er bewegt sich, schwebt.

Etwas unwirsch macht er sich an's Auswaschen, indem er in den Bart brummt:

Ledig aller Pflicht
Ist der Bursch' mit vollem Magen,
Ich nur einzig nicht;
Meister muß sich immer plagen.

Zu gutem Schluß wird in kräftig- und langaustönendem Chor ein Lob- und Danklied angestimmt:

Holde Eintracht, süßer Friede,
Weilet freundlich über Wassen!
Möge bald der Tag erscheinen,
Wo per Dampf die Wagenreihen
Dieses stille Thal durchrasen
Und in Fülle Gold ausstreuen! —

Die sonn- und festtägliche Ruhe und Erholung der Eisenbahnarbeiter war von jener an den Zahltagen so himmelweit verschieden, daß ich sie streng auseinanderhalten muß.

Nach angehörtem Vormittagsgottesdienst legten sich die ältern, gesetzten Männer bei günstiger Witterung im Freien zum friedlichen Schlummer hin, mit Vorliebe im weichen Gras hinter einem schützenden Stein in malerischer, unnachahmlicher Körperlage. Die jüngern, rüstigen Bursche dagegen vertrieben sich die Zeit je nach Laune und Wetter entweder im volksthümlichen Boccio oder im lärmenden alla mora, mit Besuchen auf dem Gottesacker und im Eisenbahnspital, in Besichtigung der ausgestellten

illustrirten Schriften oder in Musterung der ihnen aufgedrängten pietistischen Traktätlein, um sie nachher zu landwirtschaftlichen Zwecken zu verwerten.

So ging es den Tag über ganz leidlich. Auf den Abend fing das Eisenbahnleben stärker zu pulsieren an; denn für genußreiche Stunden war da ausgiebig gesorgt. Entweder bot bald die italienische, bald die deutsche Theatergesellschaft Belehrung und Unterhaltung in einem Oberstall, bald kitzelte eine Blechmusik die Ohren und Füße. Schließlich durchtönte ein wehmütiges Volkslied die Straßen, g'rad und krumm. Von den Schäferstunden schweigt die Geschichte; Schwamm darüber!

Mit den Einwohnern vertrugen sich die Eisenbahnarbeiter ohne Unterschied der Nationalität durchgehends wohl, teils aus gegenseitigem Abhängigkeitsgefühl, teils weil sie einander schonend aus dem Wege gingen. Die Nachgiebigsten waren Jene, die mit Hinterlassung von Schulden sich aus dem Staube machten. Etwaigen unverbesserlichen Störefrieden gab die Polizei den Laufpaß.

So ruhig durchschnittlich mit Rücksicht auf die Ebbe im Geldbeutel die gewöhnlichen Sonn- und Feiertage verliefen, umso geräuschvoller ging es an den von vier zu vier Wochen wiederkehrenden Zahltagen zu; denn da trat die Flut in der Börse ein. Den ganzen Vormittag über waren die Losbureaux von den begehrlichen Arbeitern belagert und bestürmt. Man sah vergnügte und mißvergnügte Gesichter herauskommen; man hörte reklamieren und räsonnieren. Die Soliden befriedigten die Quartiergeber und Geschäftsleute und übergaben den Rest dem Postamt an die lieben Ihrigen in der fernen Heimat. Die Luftigen und Lustigen trugen den Löwenanteil des Goldsegens schnurstraks in die Kneipen und Schenken, allwo an Lockvögeln verschiedenster Gattung kein Mangel war.

Es ladet sie ein zum Tänzchen
Lieb Schwester Harmonika,
Und trotz gefülltem Ränzchen
Geht's wirbelum — hopsasa!
Taktfest geht's freilich nicht immer,
Gestampft wird desto mehr,
Bis an die Wände der Zimmer
Anprallt das wilde Heer.

Zur Abwechslung spielten sich Auftritte ab, die mit Ruhe und Erholung durchaus nichts gemein hatten. Doch gehörten Schlägereien und

Messerten eher zu den Seltenheiten. Um jeglichem Krawall möglichst vorzubeugen, verstärkte sich an den Zahltagen die Polizei mit der Bürgerwache und patroullierte von Wirtschaft zu Wirtschaft. Wo irgend Lärm sich erhob, war sie sofort zur Hand, beruhigte und beschwichtigte, trennte und vermittelte, setzte nötigenfalls einen widerspenstigen Raufbold an den Schatten kühler Denkungsart. Wann je bei Streit und Zank ein Knopfloch in Haut und Fleisch gebohrt wurde, kam es fast regelmäßig zwischen Italienern und Südtirolern vor. Und doch fabelt man, wie sehnlich Südtirol in Italien aufzugehen wünsche! —

3. Kirche und Schule.

Vom Arbeitsgetümmel, sowie vom Gewimmel weltlicher Erholung und Lustbarkeit wenden wir uns der geistigen Ruhe — der Ruhe im Herrn zu. Diese Abteilung Eisenbahnleben führt uns unmittelbar in's Gotteshaus, mittelbar in den demselben verwandten Gottesgarten, die Schule.

Sogar an Werktagen blieb von Seite der Arbeiter die Pfarrkirche selten einsam und verlassen. Einzelne vorübergehend Dienstunfähige oder sonst Unbeschäftigte fanden sich zum Gottesdienste ein, benützten vor und nachher die günstige Gelegenheit zum Empfang der hl. Sakramente; ja es vergingen wenige Stunden des Tages, wo nicht der eine oder andere vor dem Tabernakel anbetend die Ehrenwache hielt. So bis zur Heimreise ein Mineur, der in Ausübung seines gefahrvollen Berufes beide Hände verloren. Doch erst an Sonn- und Feiertagen kam das religiöse Gefühl zum vollen Ausdruck, erreichte es den Höhepunkt und bot ein wahrhaft erhebendes Schauspiel vor Gott, den Engeln und Menschen. Zur Frühmesse fanden sich die Tunnelarbeiter ein, die nachher auf den Arbeitsplatz eilen mußten. Die stärkste Anziehungskraft äußerte der Mittelgottesdienst mit Amt und italienischer Predigt. Da füllte sich die Kirche bis in's Chor hinauf, in alle Ecken und Winkel des Schiffes hinaus. Zum Hauptgottesdienst erschienen sodann nebst den Einheimischen jene Tunnelarbeiter, welche um 6 Uhr aus dem Dienste entlassen worden, also nicht früher sich in den Feierstaat werfen konnten.

Das Betragen im Gotteshause war im allgemeinen ein durchaus würdiges. Jene, welche in den Bänken keinen Platz mehr fanden, blieben geduldig in den Gängen stehen oder knieten auf die harten, kalten Stein-

platten und harrten in dieser ermüdenden Stellung von Anfang bis zu Ende aus, manchmal sogar noch mit ausgespannten Armen. Vor den Kirchtüren stellte sich nur auf, wer nicht mehr ins Innere zu dringen vermochte. Wahrlich, diese Leute gaben unserer Bevölkerung bezüglich Andacht, Ehrerbietigkeit und Ausdauer ein erbauliches, nachahmungswürdiges Beispiel.

Vorzüglich erhebend gestalteten sich die Prozessionen am Fronleichnams- und Titularfeste der Schmerzen Mariä. Die ganze katholische, ausländische wie einheimische Bevölkerung wetteiferte, durch zahlreiche Beteiligung die Festlichkeit zu erhöhen. Abwechselnd spielte die hiesige Blechmusik die kirchlichen Weisen und sang der italienische Männerchor dem im Triumphe einhergetragenen sakramentalen Gott zu Lob und Preis die üblichen Lieder. Auf dem Dorfplatze angelangt, geriet aber die Prozession ins Stocken. Denn dort hatte sich der Gewalthaufe, der zum ordentlichen Anschluß an dieselbe weder in der Kirche noch auf dem Friedhofe Raum gefunden, angestaut. Nur mühsam schlang sich der Zug durch die Menschenmasse, die fast unbeweglich, an Ort und Stelle wie angewurzelt stehen blieb, gleich den Wasserwellen zu beiden Seiten der Israeliten bei ihrem Durchzug durch das rote Meer, und sich, so gut es eben anging, nach dem langsam vorrückenden hochwürdigsten Gut wandte, wie die Sonnenwendblume nach dem Tagesgestirn. Und wenn dann unter dem Donner der Festmörser der feierliche Segen ertheilt wurde und die Häupter der dichtgedrängten Menge sich ehrfurchtsvoll senkten — niederzuknieen gehörte ins Reich der Unmöglichkeit — welch ein überwältigender Anblick!

Am Titularfest der Schmerzen Mariä gesellten sich zur Prozession noch die Milizen von Wassen und Meien, die am Vorabend aus dem Wiederholungskurs heimgekehrt waren. Sie hatten sich über Nacht feinsäuberlich herausgeputzt und rückten am Festmorgen militärisch pünktlich ein in großer Tenue, mit blanken Gewehrläufen und blitzenden Bayonetten, um dem hochwürdigsten Gut teils als Vor- und Nachhut zu dienen, teils zu beiden Seiten des Baldachins das Ehrengeleite zu geben.

Zum kirchlichen Eisenbahnleben gehört auch das Taufen, wodurch sich das Reich Gottes auf Erden mehrt. Hiezu fehlte es keineswegs an Gelegenheit dank der fruchtbaren Witterung und dem günstigen Jahresregenten. Die Taufeten wurden gewöhnlich auf die Sonn- und Feiertage zusammengespart, weshalb Fälle, wo deren 3 bis 4 einander ablösten,

nichts Ungewöhnliches waren. Was mir bei der Taufe italienischer Kinder wohl gefiel, war der Umstand, daß sich regelmäßig die Väter derselben miteinfanden. Und warum denn auch nicht? Sie bekannten dadurch wie vor dem Civilstandsbeamten, so auch vor dem Diener der Kirche ihre Vaterschaft und überzeugten sich gleichzeitig von der geistigen Wiedergeburt ihrer Leibessprossen aus dem Wasser und Gotteswort. Einzelne Väter und Paten äußerten ihre Verwunderung darüber, daß nach dem römischen Ritus den Täuflingen das Taufwasser über das Haupt gegossen wird; denn nach ambrosianischer Taufweise taucht man den Kopf des Kindes in das Wasser. —

Was mir hingegen auf Seite mancher italienischer Eltern höchlichst mißfiel, war die Unsitte, ihre Kinder nicht neugeboren, sondern vier und noch mehr Wochen alt zur hl. Taufe tragen zu lassen. So kam es denn vor, daß der Täufling gegen die Beibringung von Salz, Asche und Wasser sich widerstandslustig zeigte, ja, es kam leider — leider auch vor, daß dem armen Kind der zeitliche Lebensfaden riß, bevor es zum ewigen Leben wiedergeboren und geheiligt war. Fragte man nach dem Grunde dieses Mißbrauches, so lautete die Antwort meistens: „Die Mutter wünscht halt am Taufschmaus teilnehmen zu können.“ Und wer etwa für seine Kinder keine ungewöhnliche Taufnamen in Kalender und Legende aufzustöbern weiß, der halte im hiesigen Taufbuch eine Blumenlese; es steht ihm dort aus jener Zeit eine reiche Auswahl zu Gebote.

Es passierte mir einmal der drollige Fall, daß weder die Paten noch die Hebamme den Vater des Täuflings mit Namen anzugeben wußten. So vertrösteten sie mich denn mit der Auskunft, die Mutter werde sich bald aussegnen lassen und von ihr würde ich hierüber klares Wasser eingeschenkt erhalten. Diese, eine gebürtige Deutsche, erscheint denn auch wirklich. „Sagen Sie mir einmal, wie heißt Ihr Mann?“ so frage ich sie aus. — „Der heißt Francesco“. — „Und sein Geschlechtsname?“ — „Er ist Italiener und natürlich männlichen Geschlechts; aber sein Familienname — auf Ehre — der ist meinem Gedächtnisse entfallen. Doch werde ich ihn hierüber ins Gebet nehmen und Sie morgen mit dem Ergebnisse bedienen.“ Sie hat Wort gehalten.

Aus dem Beichtstuhl läßt sich aus allbekannten Gründen kein Stück Eisenbahnleben liefern. Ich muß mich da auf die allgemeine Bemerkung einschränken, daß die fremden Pfarrkinder beiderlei Geschlechts den Beichtstuhl nicht als Luxusmöbel betrachteten und auch nicht der Ansicht hul-

digten, der Beichtvater sitze darin, auf daß man seiner schone. Nein, nicht nur zur hl. Osterzeit, sondern auch an andern höhern Festtagen kamen sie mit lobenswertem Eifer herbei. So oft unsere Leute scharenweise den Beichtstuhl umlagerten, durfte man darauf zählen, daß die ausländischen Katholiken nicht ausbleiben würden, und man täuschte sich nie. Stets ließen sie von der Strömung des guten Beispiels sich mit fortreißen, ohne jedoch den Einheimischen den Vortritt abzulaufen. Bescheiden, geduldig warteten sie, bis endlich die Reihe an sie kam.

Da wollte ich eines Tages ein eben angehörtes Beichtkind in der Person eines italienischen Maurers aus der Sakristei entlassen; allein die Türe weigerte sich hartnäckig, aus dem Schloß zu treten. Da mochte ich ziehen oder stoßen, rütteln und schütteln aus allen Leibeskräften, vergebliche Mühe — die Türe widerstand und blieb geschlossen. Schon sank meine Hand ermattet und hoffnungslos, schon tauchte in mir der düstere Gedanke auf: „Da magst du nun nach dem Vorgange des Silvio Pellico dein Gefängnisleben schildern", als der Italiener sich meiner erbarmte und gleichfalls Hand anlegte. Auch er hatte seine schwere Not, arbeitete lange ohne irgendwelche Aussicht auf Erfolg. Endlich jedoch gelang ihm, dem Maurermeister, was dem Schmiedsohn mißglückt war. Die störrische Türe sprang auf und wir freuten uns zusammen der Freiheit der Kinder Gottes.

Beim Empfang der hl. Kommunion legten die Italiener einen ungemein erbaulichen Anstand an den Tag. Mit gefalteten Händen und gesenktem Haupt traten sie an den Tisch des Herrn, knieten nachher auf die harten Steinstufen oder den kalten Zementboden nieder und statteten ihre Danksagung mit ausgespannten oder über die Brust gekreuzten Armen ab. Und wann etwa der Sigrist gerade abwesend oder sonstwie in Anspruch genommen war, reichten sie bereitwillig ihre Hand zur Aushilfe, zündeten die Kerzen an, beteten das Confiteor und klingelten — alles nach Wunsch und Willen, steuerten wohl auch gewandt und mit sichtlicher Vorliebe dem zeitweiligen Mangel an Altardienern und bewiesen dadurch, wie eng sie von Kindsbeinen auf, alle Altersstufen hindurch, mit der hl. Kirche verwachsen sind.

Ein durchreisender Zoccolante oder italienischer Barfüßermönch erforschte mir anläßlich eines flüchtigen Besuches Herz und Nieren über das hierseitige Betragen seiner Landsleute. In gedrängtem Auszug teilte ich ihm mit, was ich da dem geduldigen Publikum breitschlage, d. h. ich

stellte den Italienern ein durchweg ehrenvolles Zeugnis aus. — „Und die Piemontesen?“ fragte er mit nachdrucksamer Betonung. — „Sie machen keine Ausnahme von der Regel“, erwiderte ich. Da lachte er laut auf und platzte heraus: „Es klingt unglaublich — die Piemontesen brave Katholiken! nein, das scheint mir geradezu unmöglich.“ — Ich war wie aus den Wolken gefallen und meinte mich auf den Kopf stellen zu sollen. „Entweder“, so entgegnete ich ihm, „entweder verkennen Sie Ihre Landsleute, oder . . .“ — „Oder Sie überschätzen dieselben haushoch. Verbete mir übrigens höflichst die Landsmannschaft der Piemontesen.“ So schnitt er mir das Wort auf den Lippen ab. Man scheint also in Italien die Piemontesen mit ebenso scheelen Augen anzusehen wie in Deutschland die Preußen, weil die Ersteren ebenso wenig in Italien als die Letztern in Deutschland aufzugehen Lust zeigen.

Im Katechismus steht die Ehe als das letzte unter den hl. Sakramenten. Diese Reihefolge halte ich auch in diesen Erinnerungen ein, aus Achtung vor der kirchlichen Ueberlieferung, obwohl es nach dem natürlichen Gang der Dinge an der Spitze stehen sollte. An Lust und Liebe zum Heiraten fehlte es zur Eisenbahnbauzeit keineswegs und auch an Gelegenheit nicht. Aber aller Anfang ist schwer und diesen schwierigen Anfang bildeten gar oft die Hochzeitschriften. Die guten Leute wußten manchmal nicht, was ihnen nötig war, noch weniger wußten sie das Nötige erhältlich zu machen. Da eröffneten hier das Civilstands- und Pfarramt in gegenseitigem Einverständnis eine Art Heiratstempel. Schriften, die das eine Amt nicht auszuwirken vermochte, suchte das andere herbeizuschaffen und auf diesem Wege gelang es, manch ein gefährdetes Pärchen aus hoffnungslosem Brautstand in den sichern Ehehimmel zu bugsieren. Welch ein Gefühl der Genugthuung, „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“ an's Ehejoch zu spannen, die Braut mit Gott unter die Haube, den Bräutigam mit Ehren unter den Pantoffel zu bringen! — Die größten Schwierigkeiten boten jene Heiratskandidaten, die zur Unterstützung ihrer bedürftigen Eltern und Geschwister ihr Scherflein nicht beitrugen oder dem Militärdienst sich entzogen hatten. Da waren gewöhnlich Hopfen und Malz verloren, die Hochzeitserlaubnis schlechterdings nicht erhältlich, wie billig und recht. Eine andere Schwierigkeit lag in der verschiedenen Nationalität der Brautleute. Mit Deutschland und Italien war durchschnittlich ganz leidlich zu verkehren, man erhielt wenigstens prompte Antwort; aber Oesterreich ging immer lang-

sam voran. Wie lobte ich mir damals das schweizerische Civilstandsgesetz nach dieser Richtung hin! Sobald ich im Besitze des civilstandsamtlichen Trauscheins war, hatte ich von Seite des Staates den Rücken frei und mit den kirchlichen Vorschriften konnte ich fertig werden, ohne ihnen eine Nase zu drehen. Etwas Mißliches waren ferner beim Eheunterricht und am Altar die verschiedenen Sprachen der Verlobten. Indessen, damit die Eheleute sich wohl vertragen, thun alle Sprachen ihre guten Dienste, falls sie zur rechten Zeit, am richtigen Ort und in guter Art gesprochen werden.

Was für Sprachen soll man sprechen
In dem heil'gen Ehestand,
Um die Liebe nicht zu schwächen,
Fest zu zieh'n der Treue Band?

Schmollisreden ist gar traulich
Für die jungen Eheleut',
Schmollen aber nicht erbaulich;
Haben's bitter schon bereut.

„Caro mio!" — „Mia cara!"
O in sel'ger Schäferstund'
Tönt's so lieblich zur „Guitara"
Aus blutjungem Gattenmund.

„Oui, mon âme!" das hört sie gerne,
Lieber als „Loin, Madame!"
Doch ein barsches „non" scheucht ferne
Stets den zahmen Bräutigam.

„Wer y well" so spricht der Gatte
Und die Gattin freut sich deß',
Falls sie was erlernet hatte
Von der edlen Sprach' des „yes".

„Alleluja!" Dies Hebräisch
Können Mann und Frau versteh'n,
Ist viel besser als judäisch —
Falsch einander hintergeh'n.

Griechisch sprechen zwar nicht alle,
Doch ein wenig Frau und Mann;
Denn im Kreuz- und Leidensfalle
„Kyrie eleyson!" sprechen's dann.

Auch Lateinisch nur ein Brocken
Kommt dem Mann oft sehr zu gut;
Ist die Frau erbost und trocken,
Dann „Pax tecum!“ Wunder thut.

Oder brummt der Mann was leise,
Nimmt's die Frau holländisch an
Und sie schweigt entweder weise
Oder sagt: „Kann nit verstahn“.

Russisch darf ich nicht empfehlen,
Denn es sei zu rauh und hart;
Eher würde ich Spanisch wählen,
Das ja klingt so fein und zart.

Steh'n sie dann im Kinderkreise,
Gilt die traute Muttersprach';
Denn sie ruft da wechselweise
Stets die alte Liebe wach.

Und im Himmel werden beide
Sprechen einst nach Engelart;
„Englisch“ sprechen – welche Freude!
Mit dem Kind, das selig ward.

Bei der kirchlichen Vermählungsfeier benahmen sich die Eisenbahnarbeiter mit seltenen Ausnahmen würdig, sowohl die Brautleute als auch ihre meist zahlreiche Begleitung. Wenn dann aber 3 bis 4 Paare vor dem Altar zusammentrafen, bedurfte es offener Augen, um eine Verwechslung à la Jakob mit Lia und Rachel zu verhüten. Die weltliche Nachfeier nahm mitunter einen lebhaften Verlauf, sogar ein stürmisches Ende. Es kam einmal vor, daß zum guten Schluß der Mann seiner angehenden Frau Liebsten handgreiflich den biblischen Spruch beibrachte: „Du sollst Deinem Manne unterthan sein und er soll über Dich herrschen.“ Er gedachte den Stecken nicht aus der Hand zu legen. Es war auch keine Seltenheit, daß Italiener deutsche Mädchen, einzelne aus unserm Kanton, an den Traualtar führten. Was mag aus ihnen geworden sein? Ich konnte mich dabei einer Anwandlung von Mitleid nie erwehren; denn ich ahnte, daß ein unstätes Wanderleben voll Entbehrungen und Strapatzen ihr Loos sein würde. Nun sie mögen auch zu Hause nicht auf Rosen gebettet gewesen sein. Nur keine blinde Wahl, keine übereilten Schritte! „Der Wahn ist kurz, die Reue lang.“

Blaue Augen — wie so lieblich!
Fehlen dir sie, zum Gemahl
Nimm dir einen Taugenichtsen,
Nimm ihn blindlings, ohne Wahl,
Und er schlägt dir zum Entzücken
Ungezählet auf den Rücken
Blaue Augen — wie so lieblich!

Adlernase — wie so lockend!
Ist die deine kurz und stumpf,
Nimm dir einen Taugenichtsen
Ohne Herz, mit schönem Rumpf,
Und, um deine Zukunft bange,
Kriegst du eine ellenlange
Adlernase — wie so lockend!

Blonde Haare — wie so reizend!
Hast du schwarz sie oder braun,
Nimm dir einen Taugenichtsen,
Nimm den ersten, besten — traun,
Gram und Kummer, wirst's erfahren,
Machen dir in wen'gen Jahren
Blonde Haare — wie so reizend!

Schmale Lippen — wie so fesselnd!
Hast du schwellende, o weh!
Nimm dir einen Taugenichtsen,
Frage nicht lang, wie er steh',
Not und Armut, kurz Entbehrung
Bringen bald dir als Bescheerung
Schmale Lippen — wie so fesselnd!

Blasse Farbe — wie so nobel!
Hast du rote Wangen, ei!
Nimm dir einen Taugenichtsen,
Kümm're dich nicht, wer er sei,
Tränen röten deine Augen
Und dazu wird herrlich taugen
Blasse Farbe — wie so nobel!

Wangengrübchen — wie so zaub'risch!
Bist du glatt von Angesicht,
Nimm dir einen Taugenichtsen,
Leg' auf Tugend kein Gewicht,
Späte Reue, Scham und Schande
Furchen dir am Grabesrande
Wangengrübchen — wie so zaub'risch!

Schlanker Wuchs — wie so bestrickend!
Bist beleibt du von Person,
Nimm dir einen Taugenichtsen,
Nimm beim ersten Gruß ihn schon
Und es streckt zur ew'gen Ruhe
Früh sich in der Totentruhe
Schlanker Wuchs — wie so bestrickend!

Mit den hier niedergelassenen Protestanten lebten wir auf durchaus friedlichem Fuß. Sie gingen verträglich ihre Wege und wir ließen sie harmlos gewähren; Unduldsamkeit blieb auf beiden Seiten ein unbekanntes Ding. Wurde jemand aus ihrer Mitte krank, so fiel es uns zwei Priestern nicht ein, uneingeladen uns einzuschleichen, waren jedoch auf den ersten Ruf bereit, ihrer religiösen Ueberzeugung unbeschadet, aber auch ohne ein Haar breit von unserm Standpunkt abzuweichen, geistlichen Trost an's Krankenlager zu tragen. So besuchte ich eines Tages eine hiesige kranke Person und vernahm dort, daß im nämlichen Hause eine protestantische Frau schwerkrank darnieder lag. Ich entfernte mich mit der Bemerkung: ohne ausdrückliches Gesuch würde ich mich derselben nicht aufdrängen. Beim zweiten Besuch jenes Pfarrkindes trat leise ein Töchterlein der kranken Protestantin ein und fragte abseits schüchtern die Wärterin: „Aber warum besucht doch der Herr Pastor meine Mamma nicht?" — „Ja, mein liebes, gutes Kind", antwortete ich, „begehrt denn deine Mamma mein?" — „Ach ja, soeben schickt sie mich her". — Ich brauchte nicht mehr; dieser Wink war mir genug. Ich eilte zu ihr und nie, zeitlebens nie werde ich vergessen, mit welcher Inbrunst sie die zitternden Hände faltete, mit welcher Andachtsfreude sie, obwohl totschwach, mir nachbetete und mit den Worten schloß: „O gewiß, Herr Pastor! wer auf Gott vertraut, hat auf festen Grund gebaut. Kommen Sie doch bald wieder, bitte!" — Es sollte nur zu bald geschehen. Auf den Abend desselben Tages holte man mich zu ihr ab. Die arme Frau hatte bereits das Bewußtsein verloren und lag im Todeskampfe. Mit Zustimmung ihres Mannes erteilte ich ihr den Kranken segen; eine Stunde später war sie schon heimgegangen. — Ein anderer Protestant lag im Eisenbahnspital totkrank. Der Wärter rief und führte mich zu ihm. Auch er sprach mit stammelnder Zunge mir willig einige kurze Gebete nach. Der Wärter mochte daraus geschlossen haben, ich hätte seine Beichte angehört, und wollte ohne weiteres Anstalten zum Versehen treffen. Als ich ihm aber

bedeutete: „Mehr kann und darf ich nicht thun; denn der Kranke ist ja Protestant", da fragte er mich: „Ist er denn verstockt?" — „Durchaus nicht", entgegnete ich, „soeben hat er ja mitgebetet; allein ich nehme an, er wolle auf seinen Glauben hin sterben, wie er nach seinem Glauben gelebt". — Kurz, wir erwiesen den hier sterbenden Protestanten ohne Unterschied den letzten Liebesdienst, indem wir ihre leblose Hülle ehrenvoll, unter Glockengeläute zu Grabe begleiteten und zu ihrer Bestattung einen anständigen Platz anwiesen. Auf Verlangen der protestantischen Eltern tauften wir auch ihre Kinder sowohl zu Hause als in der Kirche, versteht sich, nach katholischem Ritus und mit Vorwissen der kirchlichen Obern. Einmal jedoch wünschte eine protestantische Mutter ihr neugebornes Kind von uns evangelisch taufen zu lassen. Da freilich konnten und durften wir nicht entsprechen. Es war aber auch eine starke, wo nicht unverständige Zumutung.

Auch die Protestanten thaten unsern Verstorbenen alle Ehre an und belästigten unsere Leute nicht mit Bekehrungsversuchen. Es fiel ja nicht ihnen zur Last, wenn durchreisende Herrschaften aus den Kutschen den Arbeitern Londoner Bibeln zuwarfen, übrigens mit so wenig Erleuchtung, daß häufig den Deutschen italienische, den Italienern deutsche Ausgaben zuflogen, und mit so geringem Erfolg, daß die damit Beglückten dieselben meistens uns zum Feuertod auslieferten. Allerdings wünschten sie als Ersatz dafür irgend ein katholisches Gebetbuch, einen Rosenkranz, ein Skapulier oder Kruzifix, überhaupt ein katholisches Andenken zu empfangen. Um der lebhaften Nachfrage möglichst entsprechen zu können, legten wir ein reichassortiertes Devotionalienlager an und erhielten hiefür auf gestelltes Ansuchen unentgeltliche Beiträge aus dem Priesterseminar zu Mailand und von andern Seiten. So reiste denn selten ein Italiener heim, ohne ein katholisches Andenken mitzunehmen; hier aber kamen solche Gegenstände in aller Hände nnd wurden zweckmäßig verwendet.

Aus dem Paradies des kirchlichen Lebens heraustretend, statten wir nun einen kurzen Besuch dem Schooßkinde der Kirche ab, nämlich der Schule, von wo aus der Priester als Stellvertreter des göttlichen Kinderfreundes den Eltern zuruft: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!" Der Lehrer aber ergänzt: „Ihrer ist auch das Buchstabenreich und der Zahlenraum." Nicht allein die hier seßhaften Schweizerbürger, sondern auch die niedergelassenen Ausländer, deutscher, französischer und italienischer Zunge,

katholischen wie protestantischen Bekenntnisses, folgten dieser Einladung dankbar. Da kann man sich denken, wie unsere alten Schulzimmer vollgepfropft, eigentlich überfüllt waren.

D's Schuelzimmer ist äs Heiligtum,
Der Heiland ist zugägä;
Drum haltet's suber um und um,
Äs mag sie wohl verträgä.

Der Heiland rieft: „Ihr liebi Chind,
So chämet doch mit Freudä!
Und alli, wo rächt ordli sind,
Die will als Hirt ich weidä.

„Und Vater, Muetter, lant doch d'Chind
Zu mier, sind nit dergägä!
Ich bi ja ihrä bestä Frind
Und gib änä mi Sägä."

Der Lehrer und au d'Lehreri
Sind d's Heilands Stellverträter;
Sie wachet über d'Chindeli
Bi guet' und schlächtem Wätter.

Und d'Schuelchind wärdet alli glich
Vom Ängeli begleitet;
Fir alli ist im Himmelrich
Än Ehräplatz bereitet.

Anfänglich machte sich in den Schulzimmern die babylonische Sprachenverwirrung bemerklich; denn wenigstens drei europäische Sprachen schwirrten da bunt durcheinander. Doch allmälig brach das Pfingstfest oder die Spracheneinigung an und zwar in dem vorherrschenden Deutschen. Spricht da eines Tages eine italienische Mutter mit ihrem siebenjährigen Töchterlein Angelina bei mir vor. „Ich wünsche dieses Mädchen in die hiesige Schule zu schicken." — „Gut so; versteht und spricht es aber auch Deutsch?" — „So wenig als ich; es wird's ja doch im Umgang mit den deutschen Schulgespanen leichter und schneller als ich erlernen". — „Wohlan, so probieren wir!" Ich führte das Kind in's Schulzimmer. Dort läßt es seine dunkelfarbigen Aeuglein musternd über die kleinen Insaßen schweifen. — „Kennst Du keines von diesen Mädchen, Angelina?" fragte ich. — „Ma si, quella conosco. Doch, doch, jenes kenne ich", und mit einem elastischen Juck saß es zur Seite eines Nachbarkindes. Innert wenigen

Wochen hatte unsere Angelina das Deutsche so weit los bekommen, daß sie bei günstiger Gelegenheit mit ihren Nachbarinnen weidlich schwatzen konnte. — Da lautierten alle über den deutschen Leist und malten deutsche Buchstaben auf die Tafel. Es gab runde und eckige Gestalten, Platt- und Kurzfüßler wie Lang- und Krummbeinler. Ein wahrer Genuß war es, die Schulkinder aus dem hl. deutschen Reich so fein und rein und gewandt unsere Muttersprache handhaben zu hören. Es klang wie Musik nnd man konnte sich des Wunsches nicht entschlagen, ihr zartgebildetes Sprechorgan samt Wortreichtum und Fertigkeit in Anwendung desselben zu besitzen.

Die Durchführung und Aufrechterhaltung der Mannszucht gab viel zu schaffen. Die fremdländischen Kinder hatten Quecksilber im Leib; die unsern aber ahmten ihr Beispiel nur allzu bereitwillig nach. Der Stock durfte nicht müßig in der Ecke stehen. — Einzelne fremde Familien fingen an das Schulhaus als Bienenkorb zu betrachten, wo ihre Kinder beliebig ein- und ausgehen und wegbleiben dürften. Allein der Schulrat mahnte und warnte, und als dieses Mittel wirkungslos blieb, setzte er sich zur Straffitzung nieder. Das schlug durch. Bravo! Ordnung muß sein.

4. Krankheit oder Verwundung, Genesung oder Tod.

Wenn der Tod bei gewöhnlichen Leuten schon seine Ursache häufig vom Zaune bricht, so machte er sich das unter den Eisenbahnarbeitern doppelt leicht. Geringe und ungenügende Nahrung, dürftige Bekleidung, mangelhafte Wohnung und Ähnliches mehr arbeiteten diesem allgewaltigen Zwingherrn mit Krankheiten, die gefahrvollen Arbeiten mit Verwundungen aller Art getreulich in die Hände.

Da wurden begreiflich wir Seelsorgspriester unausbleiblich und unwiderstehlich mitten in den Krankheits- und Sterblichkeitsstrudel hineingezogen und unsere Touren kamen in allen nur denkbaren Abwechslungen vor. So unterschieden wir Spring-, Spritz-, Sitz- und Schwitztouren. Handelte es sich darum, bei plötzlich eintretender Todesgefahr eines Patienten mit den Heilsmitteln unserer hl. Religion über die Kirchhofmauer hinaus in den Eisenbahnspital oder an irgend eine Unglücksstätte zu eilen, so nannten wir's Springtour; hieß es, bei anhaltendem Regenwetter das Weichbild des Dorfes im Parademarsch durchwaten, so war dies eine Spritztour; sahen wir uns veranlaßt, Stunden und

Stunden lang im Beichtstuhl und am Krankenlager auszuharren, so galt es als eine Sitztour; führte uns der Weg im Sturmschritt in die entlegenen Vorstädte Wyler und Wattingen, so machten wir eine Schwitztour. In den Baraken mußten wir uns allererst beim Versehen die primitivste Einfachheit gefallen lassen. Da hatten Priester und Sigrist sich mit allem Nötigen voraus zu versehen, als da sind: Kruzifix, Kerzen, Weihwasser und Baumwolle; ja, man durfte noch froh sein, ein Möbel vorzufinden, das einem Tisch ähnlich sah oder doch einen solchen vertreten konnte. Bald jedoch lernten die gutwilligen Leute eine angemessene Vorbereitung treffen.

Es war im launischen April, das Wetter veränderlich, bald warm, bald kalt, so recht ein Würgengel der Menschengewächse. Wir hatten bei Tag und Nacht Versehgänge zu machen, und wenn der eine von uns beiden auf der Rückkehr begriffen war, begegnete ihm der andere mit dem hochwürdigsten Gut. Am 28. genannten Monats starb um Mitternacht eine Frau an Altersschwäche, bei Tagesanbruch eine 20-jährige Jungfrau an Auszehrung, um 9 Uhr eine Witwe an Herzlähmung und um 10 Uhr ein Italiener am Lungenstich. Am 30. desselben Monats mähte der Sensemann wiederum drei erwachsene Personen hinweg. Kurz, wir zählten im Laufe dieses Monats nicht weniger als 22 Sterbefälle. Unser Sigrist hing den halben Tag am Glockenstrang, die andere Hälfte hatte er auf dem Kirchhof zu schaufeln und die Pfarrkinder wandelten ihres Weges — gesenkten Hauptes, stillschweigend, in düsterer, gedrückter Stimmung ähnlich der Bevölkerung einer Festungsstadt am Vorabend der Uebergabe. So räumten die Krankheiten auf, und dann erst noch die Verwundungen! Hievon nur einige wenige Beispiele.

Schon anfangs Mai kostete eine zur Unzeit explodierende Mine drei Arbeitern das Leben; vereinzelte Fälle folgten nach. Es sollte indessen noch ärger kommen. Am 28. September hatten unser drei Seelsorgspriester in Gesellschaft eines liebenswürdigen Kandidaten, der den ganzen Monat Juli hindurch sein Namensfest feiert, uns im Kurort Buchser zu einer Konferenz mehr praktischer als theoretischer Natur versammelt. — „Wie viele Sterbefälle", fragt der Herr Wirt, „haben Sie dieses Jahr schon zu verzeichnen gehabt?" — „Es fehlen uns zu hundert nur noch zwei." — „Nur Geduld! Die können in der zwölften Stunde dieses Monats noch eintreten." Er hatte in prophetischem Geist gesprochen. Im nämlichen Moment löst sich ohne jegliche äußere Veranlassung ein Hut vom Wand-

nagel los und rollt bis an unsern Tisch heran. — „Was soll dies bedeuten?“ fragen wir wie aus einem Mund und blicken einander verdutzt an. Es sollte sich nur allzu bald und in höchst tragischer Weise aufklären. Urplötzlich verbreitet sich einem Lauffeuer gleich die Schreckenskunde, es sei im Wattinger Kurventunnel ein Einsturz erfolgt.

Zu augenscheinlicher Bestätigung werden schon zwei Verunglückte in den Eisenbahnspital transportiert. Wir ungesäumt auf die Füße: zwei Herren Kollegen dem Spital, ich der Unfallsstätte zu. Im Geleite eines dienstfertigen Mineurs dringe ich, auf Gottes Schutz vertrauend, in den stockfinstern Schacht vor. Die babylonische Verwirrung an Ort und Stelle kann sich jedermann denken. Unwillkürlich fielen mir die Worte meines frühern Führers (s. S. 4) ein: „Das Wattinger Tunnel ist ein seltsamer, eigensinniger Kerl“ u. s. w. Baumstarke Stütz- und Querbalken waren unter der Wucht der mächtigen, vom Felsgewölbe losgelösten Bruchstücke wie Strohhalme geknickt und lagen krumm und schief über und unter einander. Sieben Arbeiter hatte das tückische Mißgeschick mehr oder minder schwer ereilt. Ihrer fünf waren bereits an's Tageslicht geschafft worden, einer lag unter den Trümmern erschlagen und der siebente war lebendig unter denselben begraben. Denke man sich die verzweifelte Lage, die tötliche Angst des Aermsten! Bei jeder Bewegung mußte er gewärtigen, wie eine Maus unter dem Fallbrett zerquetscht zu werden. Mit dem Erscheinen der Herren Unternehmer und Aufseher kam Plan und Ordnung in das Rettungswerk; gleichwohl bedurfte es drei voller Stunden umsichtiger, angestrengter Mühe, um ihn bei lebendigem Leib aus dem Steingrab zu erlösen. Während des unausgesetzten Hämmerns und Wälzens polterten wiederholt kleinere und größere Trümmerpartien nach. Das erste Mal, ich gestehe es, machte ich gleich andern Hasenherzen instinktmäßig ganze Wendung nach dem Ausgang. Als aber ein Vorarbeiter mit donnernder Stimme rief: „Wer Furcht hat, der packe sich hinaus!“ da ermannte ich mich wieder und behauptete bis zu Ende standhaft meinen Posten. Und gar, als ein Herr Kollege mir auf den Notfall hin das hochwürdigste Gut und hl. Oel überbrachte, sprach ich mir doppelte Beherztheit ein: „Wenn Gott mit uns, wer wider uns?“ Das Befreiungswerk gelang endlich wider Erwarten glücklich und ohne daß für den Augenblick meine geistliche Hilfe nötig geworden wäre. Nun erst trat ich den Rückweg an und siehe da! meine Herren Amtsgenossen kamen mir bekümmert auf halbem Wege entgegen. Was gab es da nicht allerlei zu

fragen und antworten, zu erzählen und zu berichten! — Freilich, wie bei solchen und ähnlichen Unfällen gewöhnlich, blieben einzelne starke Übertreibungen im Volksmund nicht aus. Da hieß es unter anderm: es wären von uns zwei Leichen in einem Sarg auf dem Friedhof versenkt und wären überdies beliebig viele zur Nachtzeit im Schutt verscharrt worden. Thatsache ist: ein Arbeiter blieb tot auf dem Platze, einer erlag noch am nämlichen Abend, ein anderer einige Zeit später den erlittenen Verletzungen und der aus dem Grabe gezogene mehr der ausgestandenen Todesangst; die übrigen drei waren bald wieder guter Dinge.

Unter der Eisenbahnarbeiterschaft herrschten im Frühling und Herbst vorübergehend der Lungenstich und der Typhus vulgo Nervenfieber und forderten mehrere Opfer, zumal unter den Italienern, welche infolge ihres heißern Geblütes auch heftiger davon ergriffen wurden. Ausschließlich unter den Tunnelarbeitern trat der sogenannte Skorbut, zu Deutsch Scharbok, eine eigentümliche Blutzersetzung auf, an den über den Leib zerstreuten blauroten Flecken erkennbar. Diese mehr langwierige, als schmerzliche und lebensgefährliche Krankheit pflegt sich sonst mit Vorliebe den Seeleuten an die Fersen zu heften, kann indessen auch auf dem Festland sich einnisten infolge verschiedener klimatischer Einflüsse, Kälte in Verbindung mit Feuchtigkeit, mangelhafter Nahrung, Kleidung und Wohnung, Abgangs von frischer Luft, körperlicher Strapatzen mit niederschlagenden Gemütsbewegungen gepart, lauter vorzugsweise Landplagen der Mineure und Schutterer in den Tunneln.

Die kranken oder verwundeten Arbeiter der Baugesellschaft Flüelen-Göschenen wurden in wichtigern Fällen und wenn transportfähig, von der ganzen langen Bahnstrecke Oberamsteg-Göschenen im hiesigen Eisenbahnspital untergebracht und verpflegt. Das Gebäude war äußerst günstig auf einer Terasse des Kirchberges gelegen, sonnig, trocken und abgesondert; es war ebenso zweckmäßig im Innern angelegt. Es umfaßte unterirdischen Keller und Küche, eine Apotheke, ein Operationszimmer, je einen geräumigen Krankensaal im Erdgeschoß und obern Stockwerk nebst einigen Separatzimmern. Die Ausstattung dieser Räumlichkeiten vervollständigte und vervollkommnete sich zusehends, ein sprechender Beweis, daß die tit. Verwaltung mit nichten stiefväterlich Herz und Hand verschloß, wann berechtigte, weil begründete Ansprüche an ihre Türe klopften. So kam ich eines schönen Nachmittags in den Spital. Eben packte der Oberwärter aus einer gewaltigen Kiste blendendweiße Bettwäsche, aus einem eben-

bürtigen Kasten wollene Bettdecken und schwellende Kopfkissen. „Für unsere Zöglinge?“ fragte ich. — „Ah freilich. Die haben einen Jubel! Schauen Sie nur gleich nach!“ — In der Tat, es war ein kleines, artiges Familienfest zu nennen, so behaglich wiegten die Schützlinge ihren müden Körper auf der Matratze in der Eisenbettstelle und ihr Haupt auf der weichgepolsterten Unterlage. Freude und Vergnügen strahlte aus ihrem Antlitz und warf einen hellen Wiederschein in mein eigenes Herz.

Jene Kranken und Verwundeten, die ihres todbrohenden Zustandes wegen in den Eisenbahnspital nicht befördert werden konnten, fanden ihre Verpflegung in den Baraken und Privatlogis. Diese gaben wieder Anlaß zu manchem ungesuchten Spaziergang oder vielmehr Wettlauf. Eines Morgens um 4 Uhr verließ ich den Spital, wo ich eben meines Amtes gewaltet hatte. Unter der Türe vertraten mir zwei Italiener den Weg: „Hochwürden, sofort nach Intschi zu einem sterbenden Kameraden!“ — Hurtig hole ich aus der Kirche das Nötige und nun landabwärts in Eilschritten, so viel Füße und Lunge hielten, daß eine Staubwolke uns umhüllte. Im Wass'nerwald sprengt uns ein Einspänner entgegen. — „Rasch einsteigen!“ ruft der Kutscher; „es ist die höchste Zeit.“ Es war wirklich kein Augenblick zu verlieren; denn kaum hatte ich den Kranken versehen, so hauchte er das Leben aus.

Der erste Gesellschaftsarzt war ein tüchtiger Chirurg. Er hatte als Feldarzt, wenn ich nicht irre, im türkisch-russischen Kriege eine gründliche Schule durchgemacht, also viele Erfahrungen und Fertigkeiten sich erworben. In dieser Eigenschaft ließ man ihm alle Gerechtigkeit widerfahren. Hingegen in Behandlung von Krankheiten schien er Pech zu haben; die Sterblichkeit unter den Arbeitern war nicht gering. Diese Erscheinung schrieb ich zum größten Teil der damals noch nicht ganz vollendeten Ausrüstung des Spitals zu. Sie mag zu seinem Rücktritt mitgewirkt haben. Sein Herr Nachfolger gewährte alle nur wünschbare Garantie, die entstandene Lücke in jeder Beziehung vollständig auszufüllen. Er hat die Erwartung nicht getäuscht.

Der Eisenbahnspital mit seinen durchschnittlich 40—50 Patienten, tägliche ärztliche Untersuchung von beinahe ebenso vielen Leidenden, die sich zur Visitation stellten, wöchentlich dreimaliger Berufsgang nach Amsteg und Göschenen, der Besuch der in den hiesigen Baraken und Privatquartieren darnieder liegenden Arbeiter war gewiß ein Stück Arbeit, das eines ganzen Mannes Kraft erheischte. Und soweit sein Hauptwirkungs-

kreis es gestattete, widmete er seine Tätigkeit auch den Kranken unter der einheimischen Bevölkerung. Auch nach dieser Seite hat er das ihm geschenkte Zutrauen gerechtfertigt.

Teu'rer Gatte! bester Vater!
Bist du krank? bist du gesund?
Allzu lang ward uns Verlass'nen
Leider Sich'res nicht mehr kund.

Darum nagen bange Sorgen
An dem armen Mutterherz
Und gar schwerer Kummer wandelt
Alle Freude uns in Schmerz.

Dank dir, Vater, für Geldsendung,
Für den Schweiß des Angesichts!
O solang du kannst arbeiten,
Mangelt uns zum Leben nichts.

Doch weit lieber als Geldsendung
Wäre uns ein Brief von Dir,
Der uns baldigst Kunde brächte,
Daß gesund du sowie wir. —

Mutter, Kinder — o ihr Armen,
Zwischen Hoffnung — Furcht geteilt!
Da ihr hoffet, hat den Vater,
Was ihr fürchtet, schon ereilt.

Ach, er liegt gar schwer verwundet
In dem Eisenbahnspital
Und er leidet schon seit Wochen
Leibesschmerzen, Geistesqual.

Leibesschmerzen sind erträglich,
Geistesqual sie doppelt macht:
Sehnsucht nach den lieben Seinen,
Kummer um sie Tag und Nacht.

Wachend gelten Seufzer, Tränen
Nicht den Schmerzen, nein, nur euch
Schlafend quälen Fieberträume
Von euch all' ihn, dornengleich.

Zwar er ist in guten Händen,
Sein Zustand nicht hoffnungslos,
Doch für Glieder, für das Leben
Die Gefahr noch immer groß.

Betet, daß der Todesengel
Sacht an ihm vorüber geh'!
Betet, daß der Vater glücklich
Mutter, Kinder wiederseh'!

Was mir am Eisenbahnspital nicht einleuchten wollte noch konnte, war der Umstand, daß man ihn anfänglich auch zu einer Augenheilanstalt stempelte. Die Augenheilkunde ist und bleibt denn doch meines Erachtens eine Spezialität, die allein schon ein Menschengehirn auf Lebenslänge vollauf in Anspruch nimmt. Mehr als ein Arbeiter, dem vielleicht gleich anfangs unter der kundigen, gewandten Hand eines Augenarztes geholfen worden wäre, kehrte nach Wochen und Wochen hiesigen Aufenthalts hoffnungsleer in die Heimat zurück, so daß bei seinem Anblicke jedem Menschenfreund das Herz im Leibe blutete. Wer dächte da nicht an die Stelle in Schillers unsterblichem Wilhelm Tell: „Der Quell des Sehn's ist ausgeflossen; das Licht der Sonne schaut er niemals wieder". Und wer nicht an jene andern packenden Worte, die der Dichter dem Sohn des geblendeten Melchthal auf die Zunge legt (I. Aufzug, 4. Szene):

„O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte; jedes glückliche Geschöpf,
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlend in der Nacht,
Im ewig Finstern. — Ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die roten Firnen kann er nimmer schauen.
Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen —
Das ist ein Unglück." —

Und es ist, als ob beim Eintritt des Unglücklichen ins eigene Heim sein Kind jammerte:

„Ich hab' zwei frische Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir in's Auge dringt."

Hievon führe ich nur ein einziges Beispiel mit überraschender Wendung an. Es ereignete sich, daß ein Dynamitschuß das Bohrloch nicht ganz zertrümmerte und unten noch ein Rest Sprengstoff zurückblieb. Beim

Einsetzen des Bohrers in die noch bestehende Vertiefung und unter den ersten Hammerschlägen entzündete sich der Dynamitrest, riß Bohrer und Hammer aus den Händen und traf den Bohrerhalter ins Gesicht. Die Wirkung war nicht lebensgefährlich, aber dennoch furchtbar: beide Augen waren aus den Höhlen getreten. Da freilich hätte nur noch ein Wundertäter helfen können; denn wenn einmal diese Fenster zerschlagen sind, so lassen sie sich ohne ein Wunder nicht mehr glasen. Der Verunglückte war ein italienischer Familienvater. Als ich ihn nach Verheilung der andern Gesichtswunden über die gänzliche Erblindung trösten wollte, erwiderte er mir gelassen: „Was Sie mein Unglück nennen, das halte ich für mein Glück". — „Ums Himmelswillen! wie so das?" — „Nun, Sie müssen wissen, daß mir eine Entschädigung von wenigstens 5000 Franken zugesichert ist. Das aber bedeutet für mich und die Meinigen ein Vermögen, eine Summe, die ich mit lebenslänglicher strengster Arbeit nicht zusammengebracht hätte. Zum Zeitvertreib etwas aushelfen kann ich daheim immer noch." — Einige Zeit nachher fuhr er per Post seelenvergnügt nach Hause; ich aber dachte an das sprichwörtliche Urnerglück und an übermenschliche Fassung.

Übrigens wurde nach dieser gemachten teuern Erfahrung den Mineuren unter Androhung von Entschädigungsentzug die Nachnutzung alter Bohrlöcher verboten; auch schaffte man seither die Augenkranken in eine Klinik.

Neben dem zweiten, tüchtigen und pflichteifrigen Arzt fehlte bis dahin noch eine sachverständige, durchgreifende Oberleitung des Wärterpersonals, die kundige, kräftige Hand am Pflug und Steuerruder. Endlich gelang es der tit. Verwaltung, eine solche Kraft zu gewinnen und mit ihr der noch jungen Anstalt eine ordnende Seele einzuhauchen. Und siehe da! In verhältnismäßig kurzer Zeit hatte der Eisenbahnspital das provisorische Stadium gründlich überwunden und eine durchschlagende Wendung zum Bessern genommen. Soviel vermochte ein sachkundiger, tatkräftiger, berufstreuer Mann im Zeitraum weniger Monate!

Dieser wackere Verwalter, ein Schweizerbürger, der gleich geläufig deutsch wie französisch sprach und sehr bald auch des Italienischen mächtig wurde, war nicht blos die rechte Hand des Spitalarztes, sondern ein ausgesprochenes Faktotum in seinem Kreis: Tag und Nacht ausschließlich und freudig seinem Berufe lebend, unermüdlich geschäftig gleich der Schwester Martha, persönlich oben und unten, vorn und hinten, fast all-

gegenwärtig, überall sein sorgsam überwachendes Auge, allenthalben seine stramm leitende Hand. In entschiedenem, doch herzgewinnendem Tone erteilte er gemessene Befehle wie ein Admiral zu Schiff oder ein General auf dem Schlachtfeld und führte dieselben schließlich zum guten Teil selber aus. Mit jedermann verkehrte er deutsch-gemütlich und zutraulich, ohne darüber den angestammten, einnehmenden französischen Wohlanstandssinn außer Acht zu setzen. Er war Protestant und machte als Ehrenmann kein Hehl daraus; nichtsdestoweniger kannte und würdigte er die religiösen Pflichten und Bedürfnisse der Katholiken so gut als einer und drang gewissenhaft auf Erfüllung und Befriedigung derselben. „Mein sehnlicher Wunsch", so sprach er zu mir, „geht dahin, daß alle mir Anvertrauten je nach ihrem Glaubensbekenntnisse mit Ueberzeugung sowohl als Eifer den religiösen Obliegenheiten Genüge tun". Diesem ehrenhaften Grundsatze blieb er treu durch und durch. Kurz, der Verwalter leistete den tatsächlichen Beweis, daß es auch ohne Kutte und Schleier echte barmherzige Brüder und Schwestern geben kann, wenn nur der Heiland, der wahre Samaritan, mehr im, als am Herz getragen wird. Macht ja doch im Grunde nicht das Kleid den Mann, sondern umgekehrt: der Mann ehrt und ziert das Kleid. Nur schade, daß ihm kein ebenbürtiges Wärterpersonal zur Verfügung stand, um den Eisenbahnspital zu einer Musteranstalt auszubilden. Die Auswahl war eben allzu beschränkt, infolge dessen der Wechsel zu häufig, was natürlich auf die Gesamtheit einen mehr oder minder nachteiligen Einfluß ausüben mußte.

Daß sich die tit. Oberverwaltung das Blühen und Gedeihen der menschenfreundlichen Anstalt aufrichtig und ernstlich angelegen sein ließ, habe ich vorübergehend schon wiederholt betont. Ich könnte derselben an dieser Stelle noch ein Extrasträußchen winden, indem ich einläßlich einginge auf ihre gewissenhafte Durchführung der Statuten für die Kranken- und Unterstützungskasse der bei dem Bau der Gotthardbahn beschäftigten Arbeiter, erlassen von der Direktion der Gotthardbahn vom 10. Februar 1880; allein es würde dies zu weit führen. Der Kürze halber verweise ich nur auf Artikel 7 derselben: „Weitergehende Unterstützungen als die in den Art. 4 und 6 festgesetzten können in besondern Fällen von der Kommission beschlossen werden". Diese Kommission bestand aus sieben Mitgliedern, worunter drei, welche aus der Zahl der Arbeiter gewählt wurden. Solche außerordentliche Unterstützungen wurden in nicht sehr seltenen Fällen wirklich beschlossen und verabfolgt.

Wir hatten das Glück und die Freude, zu wiederholten Malen hievon Zeugen zu sein. Es kommt bekanntlich häufig vor, daß arme Leute die Seelsorgspriester nicht minder zu leiblichen als geistlichen Beiständern haben wollen. Wünscht und begehrt man aber, ihr Zutrauen in letzterer Beziehung nicht zu verscherzen, so darf man in ersterer Hinsicht weder ablehnend noch rückhaltend vorgehen. So wurden wir zwei bald von einem kranken, bald von einem verletzten Arbeiter ersucht, bei der Krankenkommission zu ihren Gunsten irgend einen Vorteil auszuwirken, und zur Steuer der Wahrheit sei es gesagt: ich meinerseits habe die Türe der Kommission nie verschlossen, wohl aber den goldenen Schlüssel zu Herz und Kasse gefunden. Mehr als ein Arbeiter reiste auf unsere Verwendung und dank dem gütigen Entgegenkommen mit einer beträchtlichen Entschädigung nebst dem Reisegeld in der Tasche getroster heim. Einer dieser Kommissionsherren konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich ihm mit einem ähnlichen Anliegen das erste Mal schüchtern, kleinlaut auf die Bude stieg; er aber ermutigte mich derart, daß ich ihm nachher fast die Fersen abtrat. Allerdings ist die Begehrlichkeit der Armen manchmal unersättlich, schrankenlos, und allen Wünschen der Sterblichen ist höchstens der liebe Herrgott gewachsen.

Im Eisenbahnspital waren wir Seelsorgspriester, so weit ich erfahren, stets willkommen und gern gesehene Gäste sowohl von Seite des Wärterpersonals als auch der Patienten. Zu jeder Zeit hatten wir, ohne Rücksicht auf die Stundentafel an der Türe, freien, unwidersprochenen Ein- und Ausgang. Wurde ein Schwerverletzter hergeschafft oder trat sonstwie Gefahr für das Leben eines Kranken ein oder verlangte uns ein solcher an sein Lager, so avisierte man uns bei Tag und Nacht.

Nie vergessen werde ich mein erstes Betreten des Eisenbahnspitals. Kam da in den ersten Tagen meines Hierseins ein Italiener in Hosen und Hemd zum Pfarrhof gesprungen und kaum war er meiner ansichtig geworden, so winkte und rief er: „Presto! subito! schnell! sofort!“ Ich ihm hart auf dem Fuße nach. Er eilt auf den Friedhof hinauf und schwingt sich behende über die Ringmauer hinaus, ich ihm nicht von der Seite, und nun ging's zwei Kugeln gleich den Abhang hinunter; buchstäblich fielen wir zusammen mit der Türe in's Haus. Was war's? Ein Italiener lag im Sterben; doch besaß er noch so viel Kraft und Bewußtsein, um sich als Katholik reisefertig zu machen. Ich hörte seine

Beichte, sprang und kehrte denselben Weg mit dem hochwürdigsten Gut zurück; eine Viertelstunde nach Empfang der hl. Wegzehrung war er ein Kind des Todes und, ich hoffe zuversichtlich, auch der Seligkeit.

Ein ähnliches Berufs-Naturturnen machte ich etwas später durch das „Fegfeuer" auf Wannisfluh und sogar durch die „Hölle" auf Leggistein hinauf; doch den waghalsigen Pfaffensprung über die Reuß versuchte ich nie, werde mich auch langmöglichst davor hüten, um die laut hiesigem Taufbuch vor 100 Jahren übliche garstige Bezeichnung „Affensprung" nicht wieder aufzufrischen.

Eines Abends setzt mich der Verwalter in Kenntnis, es sei diesen Nachmittag ein Arbeiter im höchsten Fieberstadium angelangt und habe alsbald die Besinnung verloren; ich möchte doch morgens rechtzeitig Nachschau halten. — „Dann komme ich heute Abend noch". — „Mir desto lieber und für den Kranken desto besser". — Wir unverzüglich zusammen auf den Weg, dem Spitale zu. Bei unserer Ankunft röchelte der Patient schon ganz bedenklich. Wir schauen einander verblüfft an. — „Das geht ja mit Riesenschritten vorwärts; es war die höchste Zeit." — „Keine Minute zu verlieren", erwiderte ich und ging an's Werk. Da deutete der Kranke nach oben und flüsterte kaum vernehmlich: „Avanti! vorwärts!" Während ich ihm das hl. Oel und den Sterbablaß erteilte, setzten bereits Athem und Pulsschlag aus und unmittelbar darauf hatte er vollendet. Mit dem letzten Hauch: „Avanti!" hatte er die Himmelfahrt angetreten. Ein ander Mal machte ich eben meinen gewohnten Rundgang im Spital. Da wird ein Italiener hergetragen, der in Amsteg von einem Brückenpfeiler gefallen war, mit gespaltenem Schädel und gebrochenen Gliedmassen, begreiflich ohne eine Spur von Bewußtsein. Ich walte schleunigst meines Amtes und rette, was noch zu retten ist. Schon glaubte ich ihn nicht mehr unter den Lebenden. Jetzt kommt sein jüngerer Bruder laut jammernd herbei gerannt. Nun noch ein kurzes Aufflackern der Lebensgeister als unzweideutiges Zeichen des Wiedererkennens und wir hatten seinen Leichnam vor uns.

„Herr Pfarrer!" begrüßten mich an einem Feiertag nach dem Gottesdienst zwei Deutschtyroler; „wir haben seit gestern einen typhuskranken Kameraden im hiesigen Eisenbahnspital und kamen von Amsteg her ihn besuchen. Bereden Sie ihn doch zum baldigen Empfang der hl. Sakramente!" — „Bereitwilligst werde ich mein Möglichstes tun und Ihnen über den Erfolg Nachricht geben." — „Ja, bitte, tun Sie das! unsere

Adresse lautet so und so." — Ich eile nach dem Mittagessen an das Krankenlager des im blühendsten Alter stehenden Mannes und fühle ihm geistlich den Puls. Der aber dachte nach Art der jungen Leute nicht an das altersgraue, weltweise Sprüchlein: „Verschiebe nie auf morgen, was heut' sich läßt besorgen!" sondern an das lustige Liedchen: „Morgen, morgen, nur nicht heute." — „So weit ists denn doch mit mir noch nicht", wehrte er ab, „und zudem bin ich jetzt gänzlich unvorbereitet." — Ich gehe heim und schreibe nach Amsteg im Telegrammstyl: „Kranker wenigstens nicht schlimmer; unser Zweck jedoch nicht erreicht." — Wer des andern Tages mir die Festung berennen und erobern half, waren die zwei Deutschtyroler, und am dritten Tage stellte sich sogar der Vater des Kranken von Luzern her ein und dankte mir unter Tränen. Gottlob, sein Sohn gelangte wieder zu kernhafter Gesundheit.

Ein Mineur war durch einen Sprengschuß an Hand und Schenkel schwer verletzt worden. Sein Wundfieber machte die gegenteilige Bewegung des Barometers im heurigen Sommer; es stieg mehr, als es fiel. Die Amputation hätte er schwerlich ausgehalten. So hielt er denn drei volle Monate lang geduldig wie ein hl. Märtyrer auf der Folterbank aus und lag sich schließlich den Rücken total wund; aber mehr als ein leises Stöhnen und Wimmern kam nie über seine Lippen. Wiederholt empfing er mit inniger Andacht die Trost- und Stärkungsmittel unserer hl. Religion und äußerte dabei regelmäßig den kindlichen Wunsch: „O, nur einmal noch die Mutter sehen! dann will ich ja gerne sterben." — Das letzte Mal verlangte er auch die hl. Oelung und nach Empfang derselben wies er zum Friedhof hinauf mit den Worten: „Mein Leib muß nun doch dorthin; aber meine liebste Mutter hoffe ich einmal weiter oben anzutreffen." Der brave Sohn ist der gewiß ebenso braven Mutter im Tode vorausgegangen — auf ein seliges Wiedersehen.

Einem andern Italiener war in schlaftrunkenem Zustand durch eine explodierende Mine die ganze rechte Seite aufgerissen worden, so daß ihm die Eingeweide offen und bloß lagen. Wunderbarerweise konnte er noch bei klarem Verstande beichten und kommunizieren. Ich fuhr am nämlichen Tage in unaufschiebbaren Geschäften in's Unterland und blieb notgedrungen zwei Tage aus. Merkwürdig, fast unbegreiflich! erst und gerade bei meiner Heimkunft verkündete das Endgeläute seine Erlösung aus dem Jammertal.

Ein überaus erbaulicher Auftritt im Eisenbahnspital war jedesmal die Spendung der hl. Kommunion. Alle Kranken und Verwundeten im Saal, die es vermochten, richteten sich in ihren Betten auf, alle ohne Ausnahme sprachen die Gebete halblaut und andächtig mit und manch einer äußerte nachher bis zu Tränen gerührt: „Ich will morgen auch", und von einer andern Seite ertönte das Echo: „Auch ich!"

Nun komme ich zu einem Punkt, den ich aus sanitätspolizeilichen Rücksichten auf die geehrten Leser durch einen langen Gedankenstrich von dem Vorangehenden trennen muß, nämlich zum Blatternabsonderungshaus und zu dessen Bewohnern.

Es blitzt eines Morgens früh durch unser vielbelebtes Pfarrdorf die Hiobspost: „In Wattingen sind die Blattern ausgebrochen!" — „Heil Dir, Helvetia, hast die auch noch da?" dachte ich allererst in unüberlegtem Übermut. Nachgehends lief mir doch so etwas wie Hühnerhaut über den Rücken, zumal in Würdigung der damaligen Bevölkerungs- und Wohnungsverhältnisse. Allein alsbald klammerte ich mich fest an den beruhigenden Gedanken: „Du hast doch vor Jahren als glückseliger Seelenhirt von Flüelen diesem Feind auch schon in die Augen geschaut, ohne daß eine Blatternnarbe deiner Schönheit irgendwelchen Abbruch getan hätte. Also Mut auch diesmal! Es treffen und töten im Krieg ja bei weitem nicht alle Kugeln." Nach vollendetem Morgengottesdienste rückte ich sogleich aus, nicht um ohne Notwendigkeit mit dem Feinde Fühlung zu bekommen, wohl aber um sein Operationsgebiet näher in Augenschein zu nehmen.

Richtig, da stand vor dem angesteckten Haus bereits pflichtbewußt ein Wehrmann mit Vetterligewehr und aufgepflanztem Bayonnet. Daß er dem frechen Eindringling nicht Ehrenwache zu stehen hatte, erriet selbst ein Kind. Ebenso klar lag auf der Hand, daß diese polizeiliche Maßregel nur einen Ausfall der Bewohner, nicht aber einen Einfall der Auswärtigen verhindern sollte; denn diese schlichen respektvoll am entgegengesetzten Straßenrand vorbei, während jene erlösungsbegierig aus den Fenstern ihre Köpfe streckten. Polizeimacht und Waffengewalt sind jedoch nur Verwahrungsmittel gegen Ansteckung und Verschleppung; das eigentliche Blatternheilmittel mußte anderswie bereitet und verabreicht werden.

In fieberhafter Eile wurde zur Aufnahme der Angesteckten das am nördlichen Fuße des Kirchbergs vereinzelt und unbenutzt stehende Wirtschaftsgebäude der Baugesellschaft Flüelen-Göschenen in Stand gesetzt.

Die Wahl hätte nicht gelungener sein können. Sobald dort Zimmer, Betten und Küche in Bereitschaft standen, wurden die wirklich Blatternkranken, sowie die dringend Verdächtigen im Krankenwagen bei Nacht und Nebel in das geräumige, luftige und sonnige Lokal geschafft. Der Ansteckungsherd in Wattingen wurde gründlich desinfiziert und seine noch übrigen Insaßen hatten unter Polizeiaufsicht eine mehrtägige Quarantäne zu bestehen. So, nun war der Feind ein- und abgeschlossen. Ob er jetzt auch zu günstigen Bedingungen kapitulieren oder auf Gnade und Ungnade sich ergeben würde? Das war Sache des Gesellschaftsarztes und er hat seine Aufgabe glücklich gelöst.

Selbstverständlich war außer den Angestellten der Eintritt in's Absonderungshaus jedermann strengstens untersagt. Auch uns Seelsorgspriester wollte man ausschließen. Als wir aber dagegen protestierten: „Wir haben die Pflicht, darum auch das Recht, ein- und auszugehen", erklärte der Arzt: „Wohlan auf Ihre persönliche Gefahr." — „Gewiß", entgegneten wir, „es steht ja im Nürnberger Gesetzbuch geschrieben: Wer die Schläge kriegt, muß sie behalten." — „Ja wohl, nur lassen Sie sich jeweilen vor dem Austritt desinfizieren; es ist halt doch nicht blos um Sie." — Der Rat war gut; wir haben ihn befolgt.

Wer wird mir glauben, wenn ich sage, daß jemand das Absonderungshaus gerne bezogen habe? Und doch habe ich wider mein eigen Erwarten einen solchen Fall erlebt. Eben hatte ich in Wattingen den vermeintlich erloschenen Ansteckungsherd, ein Privathaus, auf dringendes Gesuch des Eigentümers auch vermittelst des kirchlichen Segens desinfiziert. Nun holt mich ein im nämlichen Hause wohnender Italiener zu seiner krank darliegenden Frau ab. Ich folge ihm und frage die Kranke: „Wo fehlt's? Haben Sie vielleicht das Blatternfieber?" — „Nein, Herr, das Fieber habe ich hinter mir; die Blattern sind ausgetreten. Sehen Sie da und da!" — Wirklich, normale Augen würden das Vorhandensein derselben auf den ersten Blick und in weitem Abstande beobachtet haben. — „Gute Frau, Sie sind dem Absonderungshaus verfallen." — „Je bälder, desto lieber. Auf mein Begehren hat der Mann bereits Anzeige gemacht." — „Ist das Ihr Ernst?" — „Mein reiner und voller Ernst. Dort hoffe ich zu finden, was ich hier vermisse, nämlich Ruhe und Pflege." — „Nun ja, die wird Ihnen zu teil werden." Ich spendete ihr den Krankensegen und verabschied mich: „Also auf Wiedersehen im Kloster!" — „Wird mich freuen." — Bei meinem ersten Besuche lag sie sorgsam

zugedeckt und vergnügt zu Bette, beim zweiten traf ich sie im Rekonvaleszentensaal eifrig strickend an, beim dritten erging sie sich in freier, frischer Luft und beim vierten war sie mit heiler Haut, obwohl noch nicht vollständig entmausert, ausgeflogen. Es war der letzte Fall in Wattingen.

Schon glaubten wir durch Säuberung des Wattinger Ansteckungsherdes den drückenden Alp uns vom Herzen gewälzt, als ein frischer Blatternvesuv im Wyler zu arbeiten begann. Ich hatte ein blutjunges, kerngesundes Südtyroler Paar am Altar auf Lebenslänge und, wie ich hoffte und wünschte, auf eine lange, lange Reihe von Jahren zusammengekittet. Es mochten seither kaum 14 Tage verflossen sein. Ich war eben auf dem Wege in's Unterland. Da vernahm ich, die junge Frau sei im Wyler — dort hatte sich das Pärchen häuslich niedergelassen — an den Blattern erkrankt und allbereits im Wass'ner Absonderungshaus untergebracht. Das ging mir sehr nahe, doch ahnte ich bei des Himmels Weite nicht, daß ich sie nicht mehr lebend antreffen würde. Und doch und doch; bei meiner Rückkehr war sie nicht bloß schon gestorben, sondern das Grab hatte sich über ihrem Sarg geschlossen. „Heute rot, morgen tot." Der junge Witwer war wie von Sinnen; noch schrieb er mit Bleistift ihren Namen auf das Kreuz und verschwand alsdann spurlos aus hiesiger Gegend.

Sie war das letzte Pockenopfer in hier; ihr waren an der nämlichen Seuche ein Italiener und einige Kinder vorausgegangen. Wir sind somit nicht völlig ungeschlagen, doch immerhin verhältnismäßig sehr gnädig dabei weggekommen. St. Rochus, der bei Husen in Meien ein Kapellchen hat, mußte sorgsam gewacht haben. Schließlich aber wurde der Gemeinde von der Baugesellschaft eine gesalzene Rechnung über Verpflegung der Pockenkranken, Miete des Absonderungslokals u. s. w. eingereicht.

Hiemit pflanze ich auf dem Eisenbahnspital die weiße Fahne auf, wie bei Entlassung des letzten Kranken wirklich geschehen war. Die Seufzer aber und Bitten, die von da aus zum Himmel gestiegen, wird Gott, der Herr, gezählt und gewogen haben.

5. Auf dem Friedhof.

So führe ich denn meine werten Leser an jene Stätte, wo auch das Eisenbahnleben aufhört und nur noch von Erinnerungen daran die Rede sein kann.

Ein norddeutscher Herr sagte mir einmal: „Herr Pastor, Ihr Wohnhaus hat zwar eine wunderschöne Lage; doch darin übernachten möchte ich um vieles nicht!“ — „Warum denn nicht, mein Herr?“ — „Ach, denken Sie sich doch die grausige Nachbarschaft!“ — „Ah so, Sie meinen wohl die Gräber?“ — „Nein, die darin Begrabenen.“ — „O, die sind meine herzensguten Freunde.“ — „Wohl möglich, aber Tod und Verwesung — schauerlich!“

Die Nachbarn sind so ruhig:
In nächster Nähe stören
Sie meine Ruhe nicht,
Erfüllen so getreulich
Des Bürgers erste Pflicht.

Die Nachbarn sind so schweigsam:
Geheimnis nahmen manches
Sie mit sich in das Grab;
Doch weiß man nicht von einem,
Daß er's verraten hab'.

Die Nachbarn sind so ernsthaft:
Sie überlegen reiflich,
Was lebend sie getan;
D'rum wandelt sie im Grabe
Nicht Scherz noch Laune an.

Die Nachbarn sind so einsam:
's hat jeder seine Zelle
Und streng ist die Klausur;
Es hören diese Klausner
Wohl kaum die Kirchenuhr.

Die Nachbarn sind so friedlich:
Sie liegen Reih' an Reihe,
Sie liegen dicht gedrängt;
Doch fühlt aus ihnen keiner
Vom andern sich beengt.

Die Nachbarn sind so freundlich:
Sie grüßen mich mit Blumen,
Gepflanzt von lieber Hand;
Es winkt mir traut im Winde
Vom Kreuz ihr Trauerband.

Die Nachbarn sind geduldig:
Sie tragen den Grabhügel
Und tragen d'rauf ihr Kreuz;
Denkmäler sie belasten,
Den Lebenden nur Reiz.

Die Nachbarn sind versöhnlich:
Sie wissen nichts von Essen,
Sie sind ja satte Gäst';
Sie lieben das Vergessen
Bis auf den letzten Rest.

Die Nachbarn sind bescheiden:
Sie haben sich noch niemals
Bisher mir aufgedrängt;
Lobschrift auf ihrem Denkmal
Bei ihnen nicht verfängt.

Die Nachbarn sind nachgiebig:
Läßt man sie nur 12 Jahre
Ausruhen vom Strapatz,
So machen sie Nachfolgern
Von Herzen gerne Platz.

Die Nachbarn sind andächtig:
Sie schaaren sich am liebsten
Um's Gotteshaus herum,
Das Angesicht gewendet
Stets nach dem Heiligtum.

Die Nachbarn sind heilsgierig:
Es ist zwar abgelaufen
Für sie die Wirkenszeit;
Sie harren desto heißer
Auf den, der hilfbereit.

Die Nachbarn sind erkenntlich:
Für alle Liebesdienste,
Die ihnen man erweist,
Erfleh'n sie reichen Gottslohn,
Wie's in der Bibel heißt.

Wer den Standpunkt hiesiger Pfarrkirche kennt, der weiß auch, daß dieselbe buchstäblich auf Fels gegründet ist. Dieser Umstand garantiert allerdings die Solidität des Baues, war auch für den Durchstich des Kirchberges günstiger als für Anlegung oder Erweiterung des Friedhofes.

Nun würde allerdings der alte Friedhof für die einheimische Bevölkerung bei normalen Verhältnissen auf Jahre und Jahre hinlänglich Raum geboten haben; allein den Eisenbahnfortschritten vermochte er nicht Stand zu halten. Seit Inangriffnahme des Gotthardtunnels bei Göschenen den 4. Juni 1872 bis zur Abkurung dieser Filiale von der Mutterkirche Wassen im Sommer 1875 waren von dorther allein mehr als 70 teils an Verwundung, teils an Krankheit verstorbene fremde Personen hier bestattet worden. In Wassen selbst begannen die Eisenbahnarbeiten im Frühjahr 1877. Es kamen bis 1. Januar 1880 zirka 40 Fremdenbeerdigungen vor. Von 1872 bis 1880 hatten, Göschenen und Meien miteingerechnet, 347 Bestattungen im Ganzen stattgefunden.

Die eidgenössische Volkszählung im Dezember 1880 brachte in hiesiger Gemeinde rund 2800 Einwohner an's Tageslicht; zur Sommerzeit zählten wir deren mindestens 5000. Taufen gab es alles in allem 99 in jenem Jahr. Hat man aber mit solchen Verhältnissen zu rechnen, so darf man 120 Sterbefälle keineswegs als ein ungünstiges Jahresresultat betrachten. Für unsern Gottesacker dagegen war dies eine enorme, nicht zu bewältigende Zahl, weshalb ich es erklärlich fand, wie man leichtgläubigen Leuten den Bären anhängen konnte, wir wären allbereits genötigt gewesen, die Särge aufrecht zu versenken. Gerade dazu mangelte die erforderliche Erdmenge. Bis tief in den Sommer hinein behalfen wir uns, wie wir konnten und mochten. Zum Glück war der vieljährige Totengräber ein ausgezeichneter Kenner seines Terrains, sonst wären wir schon lange vorher verlegen am Berg gestanden.

Namentlich e i n e Beerdigung stieß uns gewaltsam auf diesen Uebelstand. Wir hatten einen italienischen Altvater zu bestatten, der bei Frühlingstauwetter über den Gotthard seinen Sohn besuchen kam, am ersten Abend seines Hierseins vom Lungenstich ergriffen wurde und am dritten Morgen eine Leiche war. Der Grund des für ihn bereit gehaltenen Grabes war abschüssig, weil der Fels der Schaufel Halt geboten hatte, und so kam der Sarg in starkschiefer Richtung zu liegen. Was geschieht? Nach der Begräbnisfeierlichkeit tritt der Sohn bei mir ein und erklärt tränenfeuchten Auges: „Meiner Treu', hätte ich gewußt, daß mein Vater hier eine solche Grabstätte sich gefallen lassen müßte, so hätte ich seine sterblichen Ueberreste eher über den Berg in die Heimat geschafft." Er war nicht zu begütigen, bis ich ihn daran erinnerte, sein seliger Vater

ruhe doch an der Seite eines katholischen Gotteshauses, wenn auch in spärlicher geweihter Erde und unbequemer Lage.

In Hinsicht auf solche und ähnliche Mißstände beschloß der Kirchenrat im Einverständnis des Gemeinderates und der Gemeinde die Erstellung eines neuen Bestattungsraumes, westlich an den alten angrenzend. Der nötige Platz wurde sofort angekauft und alsdann rüstig daran gearbeitet nach dem Plane und unter der Oberaufsicht eines gefälligen Herrn Sektionsingenieurs.

Schon lange konnten wir die Kindsleichen nur mehr auf Erwachsene versenken und nun erklärte endlich der Totengräber, sein Erfindungsgeist sei zu Ende, d. h. wir müßten die neue Abteilung für die Fremden nunmehr in Anspruch nehmen, falls er nicht die hiesigen Geschlechter aus dem uralten, väterlichen Erbe verdrängen sollte. — „Gut", entgegnete der Herr Unternehmer, „ich habe vorgesorgt. Lassen wir sie kommen — die ruhigsten Weltbürger!" — Wer wird der erste sein? Es war ein italienischer Arbeiter, der vom Unterland aus auf der Heimreise begriffen war. Die Sehnsucht nach der Heimat mochte seine Schritte allzu sehr beflügelt, der schwere Reisebündel seine Lunge zu stark angestrengt haben. Er kehrt hier in einer Wirtschaftsbarake ein, setzt sich an den Tisch und bestellt einen kühlenden, stärkenden Trunk. Die Kellnerin geht und kehrt mit dem Verlangten zurück; allein der Gast bedurfte dessen nicht mehr — ein Lungenschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Als wir seine leblose Hülle in der neuen Friedhofabteilung zur letzten Ruhe betteten, bemerkte ein Italiener: „Da hätte ein großes Fest veranstaltet werden sollen." Er meinte die Einweihungsfeierlichkeit des Begräbnisplatzes. — „Gewiß", erwiderte ich, „dieses Fest wird nicht ausbleiben. Sobald der Gottesacker vollendet sein wird, werden wir ihn feierlich einweihen lassen. Unterdessen segnen wir mit bischöflicher Erlaubnis jedes Grab einzeln ein." — „Bravo! es tut's vorderhand zur Not." — Die Einweihungsfeierlichkeit fand denn auch wirklich am vierten Sonntag des Juli 1881 in Gegenwart einer zahlreichen sowohl einheimischen als ausländischen Volksmenge durch hochw. Herrn bischöflichen Kommissar Gisler von Bürglen statt.

Der zweite Gast auf dem neuen Gottesacker war ein Mineur, der durch einen Sprengschuß im Leggisteintunnel tötlich getroffen worden war, das erste und einzige Opfer dieser langen, halbkreisförmigen Felsengallerie. Die Förderung des dritten Wanderers zur letzten irdischen Ruhestätte war besonders tragischer Natur. Im Frühling des Jahres 1880

waren ihrer vier Brüder, Steinhauer, aus Italien hier angelangt. Vor Ablauf der ersten vierzehn Tage hiesigen Aufenthaltes büßte einer derselben, wie S. 6 angedeutet, durch einen Sprengstein das junge Leben ein. Im November desselben Jahres hatten sich die übrigen drei Brüder bereits zur Überwinterung im heimatlichen Italien angeschickt; sie zählten bis zur Abreise die Tage und Stunden. Am Vorabend derselben erkrankt plötzlich der jüngste am Lungenstich und erliegt demselben innert sehr kurzer Frist. Denke man sich den Jammer der Hinterlassenen! Sie bestürmten mich wieder und wieder mit der flehentlichen Bitte, ihn zur Seite des andern Bruders bestatten zu dürfen. Wie gerne hätte ich ihrem Gesuche entsprochen! Allein das Unmögliche vermag trotz des besten Willens kein Sterblicher zu leisten. — „Nun denn in Gottes Namen", ergaben sie sich endlich in's Unabänderliche. „Unser vier Brüder sind wir von heim ausgezogen; die Hälfte lassen wir in der Fremde auf Nimmerwiedersehen auf Erden zurück. So Gott den Winter über uns zu Hause gesund erhält, werden wir im Frühling hieher zurückkehren und auch dem zweiten Bruder einen Grabstein setzen. Doch wie werden wir daheim die Unsern zu trösten vermögen?" Sie kamen nicht wieder.

Als vierten Friedhofbürger bestatteten wir dort ein Opfer des Wattinger-Unfalls. Vom 1. Januar 1880 bis zur Eröffnung des neuen Gottesackers hatten wir auf dem alten noch 73 fremde, im ganzen 110 Leichen unterzubringen, auf dem neuerstellten Fremdenfriedhof vom 31. Oktober bis 24. November 1884 total 47 auswärtige Personen. Nunmehr trat ein Stillstand in der Sterblichkeit und ein Umschwung zu Gunsten des Lebens ein. Die erste Eisenbahnbauzeit auf Wass'ner Gebiet war zum Abschluß gelangt.

Das muß man auch den Italienern lassen: sind sie einander im Leben befreundet, so vergessen sie einander nach dem Tode nicht so leicht. Wir hatten Sterbfälle, wo Verwandte und Bekannte die Arbeit stocken ließen, sogar von Göschenen und Amsteg schaarenweise herbei geeilt kamen, um den Dahingeschiedenen die letzte Ehre, den letzten Liebesdienst zu erweisen. Da durften brennende Kerzen, durfte besonders die Trauermusik nicht ausbleiben. Aber diese Trauermärsche, noch mehr das taktmäßige Auftreten der Leichenträger und Begleiter machte auf mich stets einen fast bemühenden Eindruck. Die brennenden Kerzen ließ ich mir um so lieber gefallen, als sie nach dem Auslöschen der Pfarrkirche geschenkt zu werden pflegten. Hingegen die rauschende Blechmusik eignet sich doch

wohl eher für Militär- als Civilbegräbnisse. Welch' wohltuenden Gegensatz bildete daneben der von klangvollen, silberhellen Italiener Kehlen mehrstimmig gesungene Bußpsalm: „Miserere mei, Deus! — Erbarme dich meiner, o Gott!" So was wirkt nicht zerstreuend, nicht verweltlichend, sondern dringt andachtstimmend und wehmutweckend durch Mark und Bein bis in's Innerste der Seele hinein. — Auch nach der Beerdigung huldigten die wenigsten Italiener dem lieblosen Grundsatz: „Gras und Schwamm darüber! Aus den Augen — aus dem Sinn." Kränze und Inschriften an den Kreuzen, die von frommer, treuer Hand mit Blumen geschmückten Grabhügel, einzelne Gedenksteine, kleinere und größere Gruppen von Arbeitern, die an Sonn- und Feiertagen die Gräberreihen stillbetend umstanden, bewiesen das gerade Gegenteil. Langjähriges Zusammenarbeiten, das Teilen von Not und Gefahr, von Freud' und Leid, vorzüglich der Gedanke, über kurz oder lang liebe Angehörige in fremder Erde zurücklassen, vielleicht selbst darin zurückbleiben zu müssen, zog eben die Bande der Freundschaft enger an und erhielt den sogenannten Korpsgeist oder das Gefühl kameradschaftlicher Zusammenhörigkeit stets wach.

Es fanden übrigens auch Beerdigungen statt ohne Grabmusik, die jedoch nicht minder rührend, im Gegenteil noch weit ergreifender waren durch die lebhafte Aeußerung des ungeheuchelten Seelenschmerzes. So z. B. starb in Wattingen ein alter Mann aus Wallis, der auf der Wallfahrt nach Einsiedeln begriffen war. Auf telegraphischen Bericht eilten seine beiden erwachsenen Töchter zu Fuß über die Furka hieher und hielten bald betend, bald weinend Wache neben dem im Beinhaus aufgebahrten Pilgersmann, hatten sogar den Sargdeckel zu entfernen gewußt, um ihre Blicke noch einmal, ja möglichst lange an dem verblichenen Vaterantlitz zu weiden. Sie war wirklich fesselnd, diese ehrwürdige, altersgebeugte Gestalt mit den friedlichen, verklärt lächelnden Gesichtszügen. — Ich meinerseits sah mit einer gewissen Beklommenheit der Beerdigung entgegen, wohl ahnend, von welch' erschütterndem Schmerzausdruck sie begleitet sein würde. Ach Gott! ich hatte nicht fehl gerechnet. Diese unartikulierten Wehlaute, der wiederholte schneidende Ruf: „O Vater! lieber, guter Vater!" als der Sarg vernagelt, fortgetragen, versenkt und das Grab zugeschaufelt wurde, dies brachte unwillkürliche, die Stimme hemmende Triller in unsern Grabgesang. Jede der beiden Töchter nahm, nachdem sie noch lange — lange am Grabhügel geschluchzt, gejammert

und gebetet, eine Hand voll Erde zum Andenken an das väterliche Grab mit heim. Gott möge sie auf dem schweren, traurigen Heimweg getröstet haben!

Eine ähnliche herzzerreißende Szene spielte sich bei Bestattung eines jungen verunglückten Italieners ab. Als die erste Erdscholle polternd auf den Sarg niederrollte, hatten wir alle Mühe, die anwesenden Eltern und Geschwister von dem Nachspringen abzuhalten. Geraume Zeit harrten sie halbliegend, halbknieend am Grabe aus, und als endlich der Vater am Arme der Mutter und eines erwachsenen Sohnes die Kirchgasse mehr hinunterschwankte als ging, mehrmals nach dem Kirchhof sich umwandte und seinem in Urner Boden ruhenden Sohn ein Lebewohl zuwinkte, mit tränenerstickter Stimme ihm: „A rivederci! auf Wiedersehen!" zurief, da mußte ich Augen und Ohren abwenden; der Auftritt brach mir beinahe das Herz.

Weniger stürmisch, doch um so tiefer und nachhaltiger wirkend war der Schmerzausbruch bei der Beerdigung einer italienischen Frau in Gegenwart ihres Mannes und Söhnleins. Der Knabe wimmerte und stöhnte leise, während dem wettergebräunten Vater schwere Tränen über den krausen Vollbart rieselten. Und er, der selbst des Trostes so sehr bedurfte, bewahrte doch so viel Kraft und Herrschaft über seine angegriffenen Nerven, so viel Geistesgegenwart, um das mutterlos gewordene Söhnchen mit frommgläubigem Aufblick zum Himmel zu trösten.

Das deutsche Männergemüt zerschmilzt zwar bekanntlich nicht so bald zu Tränen; daß es aber gründlich auftauen kann, hievon war ich ebenfalls Augenzeuge. Wir trugen jenen jungen Rheinpreußen zu Grabe, der am ersten Tage, als die mittlere Montierungsbrücke über die Meienreuß in Angriff genommen wurde, durch gähen Fall aus schwindlichter Höhe seinen frühen Tod gefunden hatte. Seine Landsleute, sowohl Mitarbeiter als Vorgesetzte, trafen sämtlich ein, keiner blieb zurück. Den Sarg hatten sie mit einem hübschen Kranz von Alpenrosen sinnig geziert als Anspielung auf das jugendlich blühende Alter des Verunglückten. So ging es abwechselnd unter Musik und tiefstem Schweigen den Kirchweg hinan, der Ruhestätte in fremder Erde zu. Nach verrichteten Grabgebeten streute jeder eine Hand voll Erde, sprengte jeder Weihwasser auf den Sarg und entfernte sich in ernster Stimmung und Haltung, bevor der Grabhügel aufgeschüttet wurde.

Nur einen Umstand konnte ich bei diesen sonst erbaulichen Fremdenbeerdigungen weder begreifen, noch entschuldigen, daß nämlich über dem äußern Gepränge vielfach die Hauptsache in den Hintergrund trat, ich meine die Trost- und Hilfsmittel unserer hl. Kirche für die Seelenruhe der Abgeschiedenen. Doch war es nicht gerade eine Seltenheit, daß auch kirchliche Gedächtnisse verlangt und bei zahlreicher Beteiligung gehalten wurden. Da fiel denn beim Opfergang die Ausbeute an seltenen fremden Kupfer- und Nickelmünzen stets am ergiebigsten aus. Es kam sogar zweimal vor, daß zu meiner freudigen Ueberraschung darunter ein Goldstück blinkte. Doch war die Freude darüber leider nur von sehr kurzer Dauer; denn unmittelbar stellte sich's heraus, daß der Geber und die Geberin sich vergriffen und statt eines funkelneuen 2-Cts.-Stückes den Goldvogel in die Opferschüssel hatten fliegen lassen. Was war da anders zu tun, als Recht und Gerechtigkeit hoch über den Eigennutz zu halten?

Ein plötzlich vom Tode dahingeraffter Eisenbahnarbeiter war in voller Kleidung, mit Stiefeln und Sporen in den Sarg gelegt und so beerdigt worden. Derselbe mußte seine Stiefel zu einer toten Hand, zu einer unfruchtbaren Sparkasse gemacht haben. Denn als seine leiblichen Ueberreste nach Jahren ausgegraben wurden, fand der Totengräber in den noch teilweise erhaltenen Stiefeln mehrere schwarzangelaufene Fünffrankenstücke. Der ehrlich- und christlich gesinnte Mann wollte keinen Finderlohn annehmen, sondern bestimmte das ganze Sümmchen zu hl. Messen und andern Werken der Barmherzigkeit.

6. Nachlese.

Vom Friedhof kehre ich mit meinen werten Lesern noch einmal in's volle Leben zurück, um hoffentlich recht lange uns desselben fortzuerfreuen.

Sonntag den 29. Februar 1880, einem auch chronologisch merkwürdigen Tage — denn er war nicht nur ein Schalttag, sondern auch der im Kalender so selten eintretende fünfte Sonntag des Monats Februar — fiel im Gotthardtunnel die Scheidewand, welche den Süden vom Norden trennte. Zwei Tage nachher hielt ich meinen triumphierenden Einzug in Wassen, als eben noch die Gotthardfestwellen hoch gingen. Da erwahrte sich wieder einmal das Sprüchlein: „Geteilte Freude ist doppelte Freude."

Auf Wassi'ner und Gurtneller Gebiet hatte man die Bohrung der drei Kehrtunnel Wattinger (Hohbiel), Leggistein und Pfaffensprung, sowie des Naxbergtunnels im Jahre 1878 begonnen. Im Pfaffensprungtunnel wurde die Bohrung vermittelst Bohrmaschinen betrieben, wobei man sich die Reuß als bewegende Kraft dienstbar machte, in den übrigen Tunneln war man ausschließlich auf die Leistungen der Menschenhand, sowie auf die Sprengkraft des Dynamit angewiesen. Die drei Kehrtunnel zeigten sich nur von zwei Seiten arbeitszugänglich, während beim Naxbergtunnel mehrere Seitenschächte in den Berg getrieben und dadurch die Angriffspunkte vermehrt werden konnten. Der Durchschlag des Naxbergtunnels wurde am 19. März 1880, des Leggisteintunnels am 15. Dezember 1880, des Wattingertunnels am 31. Januar 1881 und des Pfaffensprungtunnels am 7. April 1881 bewerkstelligt. In allen trafen die Richtstollen, dank der Tüchtigkeit der Ingenieure und Vorarbeiter, genau zusammen. Gelegentlich äußerte ich dem Herrn Oberingenieur gegenüber, dieses Zusammentreffen müßte doch besonders in Kehrtunneln eigene Schwierigkeiten bieten. Der aber antwortete schlauschmunzelnd: „Ach nein, wenn man nur immer den Radius richtig innehält.“ — Ei ja, gerade dieser Radius war für mich eine spanische Nuß; um keinen Zoll war ich klüger geworden.

Der Durchschlag des Leggistein-Kehrtunnels und des Pfaffensprung-Spiraltunnels wurde von der Baugesellschaft und ihren Angestellten offiziell gefeiert. Bei diesem Anlasse stellte es sich heraus, daß der Friedhof bei weitem nicht alles Leben verschlingt. Mehr als 100 Personen fanden sich auf den Abend dort ein, um von dort aus, als dem günstigsten Standpunkt, den imposanten Fackelzug, das Feuerwerk, die bengalische Beleuchtung der wildromantischen Meienreußschlucht und der darüber hinweg schwebenden Eisenbahnbrücken mitanzusehen. Das Schauspiel mag sich bezaubernd genug ausgenommen haben; doch interessanter war es unzweifelhaft, den Fackelzug durch den Tunnel persönlich mitzumachen. Und nachher die Festessen im Alpenhof und Ochsen, die Konzerte, die Gesänge, die ernsten und heitern Vorträge, die Toaste auf das weitere und engere Vaterland, auf die Fortschritte der technischen Wissenschaft, auf Radius und Rätsel, auf Gemütlichkeit und Eintracht u. s. w.! Wir Seelsorgspriester machten, der gütigen Einladung folgend, redlich mit; denn wer die Eisenbahnleiden mitfühlt, darf auch die Eisenbahnfreuden mitgenießen. Zur Pfaffensprungfeier gaben die Sektionsingenieure ein eigenes autographiertes Festblatt heraus mit dem Titel: „Der Pfaffen-

sprüngler". Illustriertes Organ für Kehrtunnel-Durchschläge. Erscheint je am Durchschlage eines Kehrtunnels von 1476 Meter Länge. — Der Inhalt war teils belehrender, teils unterhaltender und erheiternder Natur: „An den Leser" — „Eisenbahnerleben" — „Fest-Abc" — „Rebus" — „Die Bahnaxe beim Seelibach, Ballade" — „Konkurrenz-Arbeiten: Entwürfe für das Pfaffensprung-Eingangs-Portal" — „Tages-Anzeiger: Theater in Surütti: Der geschundene Raubritter". Von diesen Teilen bringe ich hier abschriftlich:

Eisenbahnerleben.

Weit droben im urchigen Urnerlande,
An der brausenden Reuß felsigem Strande
Herrscht ein sehr geschäftig Leben
Und wird auch tüchtig gelötet daneben.

Gewürzt und gekräftigt vom Biere des Leu
Bleiben Geist und Humor ewiglich neu,
Entsprudeln der Quelle gleich laufenden Flüssen
Zuweilen in minder delikaten Ergüssen.

Es regt sich alles in Eisenbahnsachen,
Daß öfters die Bänke und Stühle krachen;
Es wimmelt von fahrenden Musikanten,
Noch mehr von durstigen Spekulanten.

Zum Versilberungs- und Vergoldungswesen
Wird gar manches auserlesen;
Die Konkurse und Fallimente
Sind höchst fatale Zeitmomente.

Pfandverschreiben, akkordieren,
Schulden machen, desertieren
Sind hier täglich im Geleise
Auf die ordinärste Weise.

Die Eisenbähnler und ihre Schixen
Einander — versteht sich — kanibalisch wixen,
Daß die künftigen Generationen
Voller Eisenbahnbaronen.

Am Tunnel beim Sprunge des Pfaffen
Gibt's namentlich jetzt riesig zu schaffen,
Denn es wird heute das Durchbruchsfeste
Anzieh'n gar hohe, stattliche Gäste.

Brandt'scher Bohrung Avancieren,
Unermüdetes Forcieren
In der stets befolgten Richtung
Führte zur erwünschten Lichtung.

Durch fortgesetztes Bombardieren,
Der Sprengstoffe Explodieren,
Dazu die eiserne Willenskraft
Selbst Unglaubliches erschafft.

Lokomotive manöverieren,
Rollwagen transportieren,
Plumps — da sind's mit ihrer Schwere
Öfters nur von ungefähre.

Aufseher vortracieren,
Ingenieure kontrollieren
In der Richtung, Länge, Höhe
Und stimmt es nicht, — o wehe!

Doch hoffen wir, daß zum guten Ende
Sich alles noch zum Besten wende,
Daß ein guter Genius wache
Ob der gesamten Eisenbahnsache.

Etwas später erschien noch eine Extra-Beilage zum „Pfaffensprüngler". Sie war, wie mir ein Ingenieur erklärte, eine ironisch-satyrische Mystifikation einer Gotthardbahn-unfreundlichen Zeitung. Da jenes Blatt mit seinem technischen Verständnis sich breit zu machen beliebte, gleichwohl aber die mit technischen Absurditäten absichtlich vollgespickte Einsendung unbedenklich in seine Spalten aufnahm, so war diese Falle als durchaus gelungen zu bezeichnen. Die Illustrationen veranschaulichten einige dieser technischen Abgeschmacktheiten, wie z. B. Gesteinsbohrer bei gekrümmter Bahnaxe, Radius 300 m.

Zu den großen, gleichzeitig auszuführenden Arbeiten erforderte es eine entsprechende Menge Arbeitsleute, welche sich in Steinhauer, Mineure, Schotterer und Erdarbeiter sonderten. Zur Unterbringung derselben erstellte die Baugesellschaft Flüelen-Göschenen mehrere sehr geräumige Holzbaraken. Es erwachte aber auch unter den Privatleuten ein fieberhafter, teilweise sogar übertriebener Unternehmungsgeist, zumal man von der irrigen Ansicht ausging, die Arbeiten müßten und würden hier wie in Göschenen eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen. In Wattingen

erhoben sich rechts und links der Straße entlang kasernenartige Gebäude, welche zusammen eine stattliche Gasse bildeten. Im Dorfe Wassen wurden viele Häuser entweder erweitert oder bis in die äußersten Winkel und obersten Dachräume wohnlich eingerichtet, um mehr Arbeiter in Miete aufnehmen zu können. Auch Wirtschaften und Verkaufsläden zauberte die Spekulationswut wie Pilze aus dem Boden, so daß dem Bedürfnisse wie dem Luxus Genüge geschehen konnte. Die Lebensmittelpreise erreichten und behaupteten eine ungewöhnliche Höhe, bis die Baugesellschaft mit Einführung von Arbeitermagazinen eine gewaltige, erdrückende Konkurrenz machte.

Einzelne größere Geschäfte ließen, um die Arbeiter an sich zu fesseln, eigenes Kupfer-, Nickel- und Messinggeld schlagen, das natürlich anderswo außer Kurs stand. Allein die Landesregierung fand, daß, nachdem sie durch die Bundesverfassung das Münzrecht selbst an den Bund verloren, dasselbe noch viel weniger den Privatleuten zukomme, und legte energische Verwahrung dagegen ein. Seither verirrten sich solche Münzen nicht selten unter das Opfergeld und blieben mir als Andenken zu eigen.

Behufs Aufnahme der höhern Angestellten der Gotthardbahndirektion oder Gotthardbahngesellschaft nebst ihren Familien wurde, um dieselben der überspannten Wohnungsspekulation zu entziehen, an der Wichelgasse ein stattlicher Bau als Sektions- oder Dienstgebäude aufgeführt. Im Erdgeschoß desselben fanden die verschiedenen Bureaux Raum, die obern Stockwerke nahmen die Angestellten in Beschlag. Dieses palastähnliche Haus, seinerzeit eine Hauptzierde des Dorfes, wäre nach abgelaufener Bahnbauzeit verhältnismäßig zu einem Spottpreis losgeschlagen worden. Weil jedoch mit Rücksicht auf die großen Unterhaltungskosten und den nachgehends sich einstellenden Wohnungsüberfluß weder Gemeinde noch Privaten hiefür Kauflust zeigten, wurde es abgebrochen und zu ähnlichem Zwecke nach Erstfeld versetzt. Der Bauplatz wurde auf käuflichem Wege Eigentum des Alpenhofes, der nunmehr denselben zu einem zierlichen Park, einem Lieblingsaufenthalt der Kurgäste, umgewandelt hat. Auch das Dorf hat dadurch an Schmuck gewonnen.

Die Baugesellschaft Flüelen-Göschenen baute ihrerseits am obern Dorfende, im sogenannten Kehr, ihr Loosbureau, wo die Eisenbahnarbeiter von vier zu vier Wochen ihren Lohn ausbezahlt erhielten. Wenn dann aus diesem oder jenem Grunde davon Abzüge gemacht wurden oder die Kost- und Logisgeber und andere Gläubiger mit Sequester ihre Hand

darauf legten, dann wetterleuchtete es nicht bloß, sondern es donnerwetterte auch. Ein Glück für das Lokal, daß es gut fundamentiert, überhaupt solid gebaut war, sonst würde es von den Kraftausdrücken bis auf den Grund erschüttert und seine Wände auseinander getrieben worden sein. Doch hatte es bei den stürmischen Herzensergüssen gewöhnlich sein Bewenden; die Reklamanten blieben und wenn etwa einer ging oder gegangen wurde, so standen bereits zehn Arbeitsuchende vor der Türe. Die Nachfrage war eben größer als das Angebot und so bereiteten die Arbeiter einander selbst Konkurrenz. Der Sozialismus war noch nicht organisiert. Die Anarchisten wurden abgeschoben; wer es auf keinen grünen Zweig brachte, galt als Nihilist, und Kommunist war, wer den andern das ihrige gab, ließ und leistete. — Das vielgeschmähte und doch starkumworbene Losbureau-Gebäude ging nachmals in den Besitz der Familie Walker über und wandelte sich in ein Haus des Friedens und Segens um.

Höchlichst verwundern muß man sich, daß Wassen und Umgebung bis gegen das Ende der Eisenbahnbauzeit vor Feuerschaden bewahrt blieben. Es wurde doch in allen möglichen Hausräumlichkeiten geleuchtet und gefeuert bei Tag und Nacht; brennende Lampen zirkulierten offen Stiegen auf und ab und durch Gassen und Straßen; die wenigsten Feuereinrichtungen waren musterhaft. St. Florian verschonte unsere Häuser, ohne sie andern Leuten anzuzünden. Aber in einer unbewachten Stunde, zur Nachtzeit kam doch der rote Hahn auf einzelne Hausdächer geflogen. Am 21. August 1881, am frühen Sonntagmorgen weckte mich Feuerlärm aus dem besten Schlaf. Drunten im Dorf war schon alles auf den Füßen und stürmte Wattingen zu. Dort war in einem neuerbauten Hause — ob mit oder ohne Brandstiftung, ist unermittelt geblieben — bei heftig wehendem Föhn Feuer ausgebrochen. Das Haus war einzelnstehend an der einen Straßenseite. Allein der Föhn schlug die Flammen über die Straße hinüber und steckte die dortige Häuserreihe in Brand. Unfern befand sich ein Dynamitlager. Die Vorräte wurden unter nasser Decke in dem Wattinger Kurventunnel in Sicherheit gebracht, um die gefährdete Nachbarschaft sicher zu stellen. Auf der Brandstätte selbst leistete die einheimische und fremde Bevölkerung das Menschenmögliche in Bedienung der Feuerspritze, in Flüchtung der Hausgeräte, im Niederreißen, um dem Feuer die naheliegende Nahrung zu entziehen. Umsonst! in kurzer Zeit waren 1 Stall und 6 Wohnhäuser die Beute des Feuers geworden, worunter der Pockenherd, Kaserne genannt. Der Wind hatte brennende

Schindeln in bedrohliche Nähe des Dorfes und der Pfarrkirche getragen. Glücklicherweise zog sich derselbe allmälig zurück und gelang es, gerade am gefährlichsten Punkte, nämlich bei einem mit Heu gefüllten Gaden, das entfesselte, verheerende Element zum Stehen zu bringen und zu bewältigen. Als am solidesten hatte sich das vermeintliche Stammhaus der Edeln von Wattingen bewährt: es brannte nur aus, die Mauern blieben bis zum Dachgiebel stehen und die auf der Front gemalten drei Eidgenossen hatten die Feuerprobe mit Glanz bestanden.

Sein Rütli besitzt auch Wassen
Zu Wattingen an dem Haus,
Wo stehen, gemalt al Fresco,
Drei Tellen Jahr ein, Jahr aus.

Sie heben empor zum Himmel
Eidschwörend die rechte Hand
Und reichen einander die linke
Als biederes Unterpfand.

Sie sind zwar ruhige Bürger,
Doch Warmkatholiken nicht:
Sie kamen noch nie zur Kirche,
Versäumten die Osterpflicht.

D'rum mußten durch's Feuer sie gehen,
Fegfeuer doch war es nur;
Sie haben die Probe bestanden:
Brandwunden auch nicht die Spur.

Nun sind sie gen Flammen gefeiet,
Gesichert vor Untergang;
Solange die Mauern halten,
Ist ihnen vor Tod nicht bang.

Nicht schadet ihnen die Kälte,
Nicht quält sie der Sonnenschein;
Mag eisiger Gux sie peitschen,
Sie lachen und spotten sein.

Erdbeben wäre bedenklich;
Sie haben noch kein's erlebt,
Getrost, solange der Mörtel
Noch fest an der Mauer klebt.

Und käme der Landvogt Geßler,
Sie wichen ihm keinen Schritt:
„Wir harren, bis ein Herr Beßler
Die Stammburg wieder betritt.“

Während der ganzen Eisenbahnbauzeit auf herwärtigem Gebiet führte der Winter durchweg ein ziemlich mildes Regiment, ein Umstand, der den Fortschritt der Arbeiten wesentlich begünstigte. Die Kälte erreichte nur zur Seltenheit einen nennenswerten Grad und Schnee fiel verhältnismäßig nur wenig; infolge dessen nahmen auch die Lawinen eine rückhaltende Stellung ein. Diese ausnahmsweisen Witterungsverhältnisse schien die oberste Bahnbauleitung irrtümlich als Regel anzunehmen, weshalb unter anderm die Bahnlinie unterhalb der Gotthardstraße im Entschigtobel gegen allfälligen Lawinenfall nur durch eine nicht allzu hohe Schutzmauer geschirmt wurde. Schlichte Landleute, welche die Gefährlichkeit dieser Stelle bei schneereichem Winter aus Erfahrung wohl kannten, hatten zwar die Herren Ingenieure auf die Unzulänglichkeit dieser Vorrichtung aufmerksam gemacht, fanden aber gleich Kassandra weder Gehör noch Glauben. Die Enttäuschung blieb nicht aus.

Auf Weihnacht des Jahres 1883 legte sich auf Berg und Tal eine gewaltige Schneedecke, welche, vom Südwestwind aufgeweicht und gelockert, sowie vom darauf folgenden strömenden Regen durchtränkt, allerorts die Lawinen in Bewegung setzte. Die Entschigtal-Lawine glitt unschädlich über die obere und untere Gallerie, wälzte sich über die Landstraße, füllte das unterhalb gelegene Tobel aus, überstieg die erwähnte Schutzmauer und begrub die Bahnlinie haushoch unter ihrer Schnee- und Schuttmasse, so daß die zahlreiche, schnell aufgebotene Mannschaft vierundzwanzig Stunden lang mit Schaufel und Picke angestrengt zu arbeiten hatte, um die Geleise wieder frei zu machen. Selbstverständlich war in der Zwischenzeit der Personenverkehr ungemein erschwert und mußte der Güterverkehr einstweilen gänzlich eingestellt werden. Diese mißliche Störung sowie das Unglück, das beim Zusammentreffen der Lawine mit einem Eisenbahnzug unvermeidlich gewesen wäre, und die bei solcher Sachlage stets drohende Gefahr wiesen auf die dringende Notwendigkeit hin, die Schirmmauer zu erweitern und erhöhen, sowie verschiedene Talverbauungen vorzunehmen. Diese Sicherheitsmaßregeln wurden denn auch unverzüglich getroffen. Seither hat die „weiße Frau“ der Bahnlinie keinen

Besuch mehr gemacht bis am 15. Februar 1888 in Gestalt einer Staublawine, der überhaupt beizukommen doppelt schwierig ist.

Die Fertigstellung des Wattinger Tunnels gelang am 20. März 1881, des Leggistein- und Pfaffensprungtunnels am 12. September 1881 und des Naxbergtunnels am 13. September 1881. Sobald die Arbeiter das Feld geräumt hatten, benützte man die vollendeten Tunnel und Gallerien vielfach zu interessanten Spaziergängen. Ich könnte manchen geistlichen und weltlichen Freund namhaft machen, dem dabei Herr Pfarrhelfer und ich als Führer und Dolmetscher gedient hatten. Die Herren Füchse & Cie. hatten sich dort bis zur Inbetriebsetzung am zahlreichsten und bleibendsten eingenistet, was den nächtlichen Besuch nicht eben heimeliger machte.

Mit Vorliebe führten wir zwei Gemeindepriester solche Forschungsreisen in Gesellschaft des nunmehr weniger beanspruchten Herrn Spitalverwalters aus. Nur über die Eisenbahnbrücken war er nicht zu bewegen; er hatte seine guten Gründe hiefür. Denn über das Eisengerippe derselben waren in der Mitte nicht allzu breite Bretter gelegt, folglich das darüber Hinwegschreiten luftig und kitzlig. „In dieser Beziehung bin ich ein Schwindler", pflegte er scherzend zu sagen. Eines Nachmittags nahmen wir die Inspektion der Brücke vor, die bei Wattingen in kühnem Bogen über den stäubenden Rohrbachfall gespannt und an der ganzen Gotthardbahnlinie die einzige gewölbte Brücke ist. Während er den daneben aufgetürmten Schuttkegel hinan stieg, kletterten wir zwei über das Montierungsgerüst hinauf uud schwangen uns über das Geländer auf die Brücke. Als er unser Beginnen sah, schimpfte er wie ein Rohrspatz, machte uns nachher ernste Vorwürfe über die angebliche Tollkühnheit. — „Ach was, Tollkühnheit!" lachten wir; „dieses Wagestück würde uns jeder Geißbub unbedenklich nachmachen." — „Na", schmollte er weiter, „Sie sind aber doch keine Ziegenhirten." — Der Hieb saß. Wir bestiegen keine Eisenbahnbrücke mehr aus dem einfachen Grund, weil wir nun alle passiert hatten.

Die Übernahme sämtlicher Arbeiten der Baugesellschaft Flüelen-Göschenen durch die Gotthardbahngesellschaft fand am 3. Mai 1882 statt. Dabei mußten sich vorzüglich die Eisenbrücken eine harte Geduldprobe gefallen lassen. Um ihre sowohl bleibende als schwingende Senkung auszumitteln, stellten sich auf ihnen in Reihe und Glied so viele Gebirgslokomotiven auf, als der Länge nach Raum fanden, sodann fuhren dieselben erst langsam und endlich mit voller Dampfkraft darüber hinweg, während

unterdessen die Ingenieure vermittelst der Meßinstrumente zu beiden Seiten der Brücken ihre vergleichenden Beobachtungen machten. Alle Brücken hielten die Probe rühmlichst aus. Um Mittag postierten sich die Lokomotiven nochmals auf der mittlern Meienreußbrücke und gaben von dort aus dem staunenden Publikum ein gellendes Pfeifkonzert zum Besten. Den ganzen Tag durften wir von einer Brücke zur andern gratis mitfahren.

Am 23. Mai 1882 weihten die Abgeordneten der Schweiz, Italiens, des deutschen Reiches und der beteiligten Kantonsregierungen die kollaudierte Bahnlinie Rotkreuz-Chiasso in ausschließlich weltlichem Sinn und Geiste ein. Fast überall dies- und jenseits des Gotthard wurde der Festzug mit Mörserschüssen, Musik und Jubelrufen an den Stationen bewillkommt. In Wassen blieb man rückhaltend, zum Teil wie schmollend und grollend. Herr Pfarrhelfer und ich hatten auf dem Glockenturm der Pfarrkirche eine Fahne in den Schweizerfarben ausgehängt. Auf Weisung eines sonst nicht ungemütlichen Dorfherrn wurde dieselbe durch den Sigrist entfernt; aber am Pfarrhof habe ich die kantonsfarbige Flagge doch behauptet. Kurz, es herrschte in einem gewissen Kreise eine Mißstimmung, die ich mir jetzt noch nicht zu erklären weiß, eine Mißstimmung, wie sie ungefähr zu Tage treten würde, falls man von heute auf morgen den Betrieb der Gotthardbahn einstellen wollte.

Am 1. Juni 1882 wurde die Gotthardeisenbahn von einem Ende zum andern in Betrieb gesetzt und dem öffentlichen Verkehr übergeben. Zufälliger- und auch merkwürdigerweise fiel dieser Tag mit dem Pfingst-Priesterkapitel zusammen, bei welchem Anlasse die meisten Geistlichen des Urner Ober- und Unterlandes auf dem schnaubenden Dampfroß der Residenz Altdorf zuritten zum augenscheinlichen Beweis, daß sie nicht rückschrittlich gesinnt, im Gegenteil den Fortschritten und Errungenschaften der Neuzeit durchaus zugetan und gewogen sind. Da bestätigte sich denn doch ausnahmsweise einmal, daß auch dem erlogensten Schlagwort unter günstigen Umständen einige Wahrheit zu Grunde liegen kann, wie z. B.: „Wo ein Pfaff den Fuß hinsetzt, wächst kein Gras mehr". Allerdings nicht darum, sondern weil man keines mehr wachsen läßt, nämlich auf der Bahnlinie.

Nu nie het der Tifel so unschiniert
Wie wirkli im Urnerländli g'regiert;
Ihr kännet ä alli ohni Zwifel,
Ich meinä der Isäbahn-Lokomotifel.

Damit är nit epä sini Fieß
Im Staub und im Dräck versudlä mieß,
Hent d'Isäbahnherrä d'Chestä nit g'ruwä,
Än äxterä Straß mit Trottoar z'buwä.

Da schlift är dur Lecher bald groß, bald chlin
Zum Schutz gägä Rägä und Sunnäschin;
Da gaht's iber Briggä, dur Galleriä,
Sie wärdet doch nit mit em z'sämä ghiä?

A Greßi ist är äs Risätier,
Schier stercher als iserä Uristier
Und tuet, statt ordli uf Händä und Fießä,
Uf isigä Rederä vorwärts schießä.

Het g'firigi Augä, isch chessischwarz
Und spritzt us der Nasä vil Dampf und Harz;
Si Lib b'staht einzig us Stachel und Isä,
Drum chratzet är nit, wenn ä d'Fleh thient bißä.

Är frißt nur Cholä, äs Trepfli El,
Het aber Durst meh als äs Kameel,
Thuet z'Erstfäld g'wehnli äs Rischli chausä
Und cha drum bis Geschenä nit grad meh lausä.

Dubäklä thuet är — 's isch nimmä ganz schen,
Mag nu so pfusä und wirblä der Fehn,
Und wett epä schmälä der Fehnäwachtmeister,
So speizt em i d's Gsicht der uflätig Gneister.

Si Athä isch zwar nit äbä gar liecht,
Vo Schweiß si Stirnä meistens au fiecht;
Doch laust är wie b'schlagä nit desto minder,
Är het ja buechstäblich Fir im H. . . . .

Zwar trait är geduldig der Maschinist,
Solang är bi ginstiger Lunä ist;
Doch chunt är je firr — du gietigä Himmel!
So wiethet är erger als d's Fuehrmas Schimmel.

Är duldet gar Niemer uf siner Straß,
Lat nit ämal waxä äs Tschiggeli Gras,
Und wer är da bsieht, der schmeizt är uf d'Sitä,
Het gar kei Respäkt vor Veh und vor Litä.

Drum g'sehnt ihr der Unhold' vo Witem cho
So springet so schnell als megli dervo!
Äs wär bim Hagel kei großes Vergniegä,
Vom Lokomotifel äs Schmitzli z'kriegä.

Är zieht dich um's Gäld an Ort und Stell,
Stirzt weder sich fälber nu dich i d'Hell;
Obwohl är doch d's Fägfir het hie uf Ärdä,
So chann är glich niemals fälig wärdä.

Am Allerseelenabend 1881 saß das Kleeblatt im Pfarrhaus beisammen. Sagt da einer: „Die Lebenden haben nach Arbeit ihre Ruhe, nach Leid ihre Freud'; könnten wir nicht heute Abend auch den Verstorbenen etwas zu Ehr' und Gute tun?" Nun erzählte ich, wie man in Italien den Allerseelenabend zu feiern pflegt mit Prozession um den Friedhof und Beleuchtung der Gräber. „Wohlan!" so hieß es einstimmig, „das ist's, was wir suchen: den hier begrabenen Italienern ein Trost, den noch lebenden ein Andenken und allen andern eine Ueberraschung; heute abend beleuchten wir den Friedhof." Gesagt, getan. In aller Stille sammelten wir Kerzenstümpchen, steckten dieselben nach dem Abendrosenkranz an der Kirchhof-Ringmauer auf und zündeten dieselben bei angebrochener Nacht an. Es war ausnahmsweise vollkommene Windstille. Im Nu stand die Pfarrkirche wie von elektrischem Licht umflossen da und warf ihren Schein nach allen Richtungen hin, bis nach Gurtnellen hinunter. Der erste Anblick erregte Schrecken im Dorf; man vermeinte die Kirche in Flammen und stürmte allseitig den Kirchberg hinan. Als aber in der Nähe der Sachverhalt sich aufklärte, brach ein unbeschreiblicher Jubel aus, manch' ein Auge wurde feucht und manche Hand faltete sich zum Gebete. „Das wollen wir alle Jahre so machen", ging es in die Runde von Mund zu Mund. Ja freilich, besser zu sagen als zu tun; denn nur äußerst selten ist es am Allerseelenabend so windstill.

Schluß.

Nach abgeschlossener Eisenbahn-Bauzeit zogen die Arbeiter und Arbeitsleiter nach allen Richtungen der Windrose wie die Völker beim babylonischen Turmbau. Es gab ein Aufräumen, ein Zusammenpacken und Abschiednehmen wie zur Zeit der Völkerwanderungen. Die Baraken verschwanden, die Wirtschaften und Geschäftslokale schmolzen zusammen, der Lärm ver-

stummte, die Wass'ner sahen und erkannten einander wieder; denn nur wenige Fremde blieben zurück, um sich dem Bahndienst zu widmen, da die Einheimischen sich dazu noch nicht verstehen konnten. Wir Seelsorgspriester atmeten erleichtert auf und sprachen zusammen: „Es war eine überaus denkwürdige und in mancher Beziehung auch lehrreiche Zeit; allein auf die Länge wäre sie doch des Guten zu viel gewesen."

Man erwartet vielleicht, ich werde dieses kulturhistorische Bild vervollständigen und abrunden mit Erwähnung der Folgen und Nachwehen der Eisenbahnbauzeit. Es ist dies jedoch ein heikles Ding und die goldene Mittelstraße nicht so leicht zu finden. Nur so viel will ich verraten, daß die Sittlichkeit dabei keinen oder doch nur wenig Schaden genommen, der gute Geschmack hingegen in Wohnung und Kleidung, im Lebensunterhalt überhaupt gewonnen hat. Finanziell haben einzelne ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, andere zu ihrem Nachteil sich an den Luxus gewöhnt. Gelegenheit zu lernen hatten alle. Einige gingen lieber in die teuere Schule der Erfahrung, wo man durch Schaden klug wird. — Es sagten mir damals etwelche: „Jetzt haben wir nicht Zeit zum Kirchenbesuch und Gebet; wann wir wieder allein beisammen sind, dann wollen und werden wir das Versäumte gern nachholen." Ob und inwieweit sie Versprechen und Vorsatz gehalten haben und noch halten, mögen sie besser wissen als ich; einer weiß es am besten. Wollte oder sollte ich die eigentlichen Schlagschatten der Eisenbahnbauzeit hervorheben, so müßten mir die Polizeiberichte und Gerichtsakten zu Gebote stehen. Doch Hand davon!

Das liebste und wertvollste Andenken an das hiesige Eisenbahnleben wird mir auf Lebenszeit die gemachte Beobachtung und Erfahrung sein, daß sich mit Leuten jeder Nationalität und aller Konfessionen friedlich zusammenleben läßt, wenn nur jeder verträglich seine geraden Wege wandelt, sowie daß durch fremdes böses Beispiel nur der leicht zu verderben ist, wer den Keim des Verderbnisses schon ziemlich entwickelt in sich trägt. So Schillers ewig wahrer Spruch:

„Willst du dich selber erkennen, so sieh', wie die andern es treiben;
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz!"

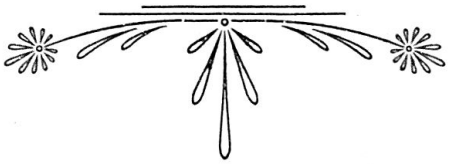
Noch habe ich eine Pflicht der Freundschaft und Anerkennung zu erfüllen dem hochw. Herrn Robert Amstad sel. von Stans gegenüber. Derselbe war schon mehrere Jahre Pfarrhelfer in Wassen gewesen, bevor ich die hiesige Pfarrei antrat. Mit dem ersten Tage meines Hierseins schloß er sich mir fest an und blieb mein Helfer in des Wortes schönster

und bester Bedeutung. Vermöge seiner vollkommenen Beherrschung der italienischen Sprache wandte er sich vorherrschend und mit Vorliebe der Pastoration der Italiener zu. Da war er unermüdlich und aufopfernd: ihr Schreiber und Leser, ihr Tröster und Ratgeber. Leider schied er inmitten des Eisenbahnlebens von meiner Seite; ich habe ihn lange und schmerzlich vermißt. Gott lohne ihm seine Dienste!

Endlich darf ich die Pfarrkirche nicht ganz vergessen. Sie stand wie ein Leuchtturm in den Wogen des Eisenbahnlebens: von innen spendete sie Gnade und Segen allen, die guten Willens waren; von außen gewährte sie jenen, die an Gesundheit und Leben Schiffbruch gelitten, einen geweihten Ruheplatz in ihrer unmittelbaren Nähe. Ihre freie, erhabene Lage gab zumal anfangs der Eisenbahneröffnung zu den sonderbarsten Mißverständnissen Anlaß, wie z. B.: „Es ist doch auffallend, daß in diesem Land alle Kirchen gleich gebaut und gleich gelegen sind"; oder: „Ist denn diese Gemeinde so groß, daß sie fünf Kirchen bedarf?"

Zauberkirchlein auf dem Hügel,
Hast du Flossen? hast du Flügel?
Schwimmst bald rechts, bald links zur Seite
Und entfliegst dann in die Weite,
Liebst hinauf, hinab zu steigen,
Dich zu drehen wie im Reigen,
  Daß die Leute manichmal
  Gar nicht finden dein Portal.

Zauberkirchlein auf dem Hügel,
Hast du Zaum und hast du Zügel?
Fesselst lang mit deinem Gruße,
Wer da fährt und geht zu Fuße,
Ziehst auf dich mit viel Geschicke
Nah' und ferne Aller Blicke,
  Daß von dir in halber Welt
  Weiß was Wunder man erzählt.

Zauberkirchlein auf dem Hügel,
Wie ein Reiter hoch im Bügel!
Reizend schön ist deine Lage:
Wie mit einem Zauberschlage
Zeigst du, was das Aug entzücken
Und die Herzen kann berücken,
  Tal und Berge, weiterhin
  Die Windgell' als Königin.

Zauberkirchlein auf dem Hügel,
Hast du Geißel? hast du Prügel?
Wohl, so liebkos' warm und feste
Eingebor'ne — fremde Gäste,
Welche deinen Zweck verkennen
Und den Friedhof frech berennen!
  Treibe sie vom heil'gen Ort
  Straks mit Stock und Geißel fort!